
Gg. Krämer.

Die segensreiche Flucht,

oder:

Eine Wanderung nach und in Palästina.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend und das Volk

von

Ed. Rosenstiel.

Mit einem Lichtdruckbild.

Straubing, 1886.
Volks- und Jugendschriften-Verlag.
(O. Manz.)

Vorwort.

Nachfolgende Erzählung, welche einen Jüngling vorführt, der nach einem Fehltritte in jugendlicher Unüberlegtheit in die Welt hinauseilte, um Ruhe und Frieden zu suchen und den die Vorsehung Gottes so leitete, daß er diese Ruhe und diesen Frieden an den heiligen Stätten und Orten, wo der Weltheiland lebte und wirkte, finden und erlangen sollte, daß daselbst sein Glaube erstarkte, seine Liebe zu Gott in feste Wurzeln trieb und zu einem mächtigen Baume emporwuchs, den kein Sturm des Lebens mehr wanken machen konnte, giebt insbesonders eine Schilderung und Beschreibung aller im Oriente denkwürdigen und heiligen

Stellen und Orte und namentlich des heiligen Landes Palästina, wo die Wiege der Christenheit stand.

Ein jugendliches Auge hat all die heiligen Stätten gesehen, ein jugendliches Herz hat daselbst gebetet und sich Trost gesucht und gefunden, daher möchte denn diese Beschreibung des heiligen Landes vor allen übrigen, der Jugend und ihren Freunden um so anziehender, als sie überdies in einfach schlichter Weise abgefaßt und die Erzählung selbst allen Lesern nur Nutzen bringen kann.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Duell und die Flucht.

In einem Städtchen des südlichen Deutschlands lebte Frau Rolland mit ihrem Sohne Bernhard glückliche Tage. Ihre Vermögensverhältnisse sicherten sie gegen Nahrungssorgen, ihre Klugheit, Sparsamkeit und Thätigkeit vermehrte ihre Güter und dadurch auch die Heiterkeit ihres Herzens und ihre Zufriedenheit. Nicht als wenn Frau Rolland an ihren Reichtümern gehangen und in diese ihre Seligkeit gesetzt hätte, sondern weil es ihr dadurch ermöglicht wurde, edlere Triebe zu befriedigen, eine Wohlthäterin der Dürftigen, eine Beschützerin der Bedrängten zu sein. Sie trocknete die Thränen vieler und erntete den innigsten Dank derer, die sie liebreich unterstützte.

Mit einer Heiterkeit, die nur das Erbteil zufriedener

Seelen ist, blickte sie um sich, auf ihr zurückgelegtes Leben und auf die Tage der Zukunft. Nur ein Wunsch beschäftigte oft und sehr ihr gefühlvolles Herz, erfüllte ganz ihre Mutterbrust, und nichts erbat sie sich von der gütigen Hand der Vorsehung so sehnlich, als dieses Wunsches Erfüllung.

Worin dieser Wunsch der so rechtschaffenen und edelgesinnten Frau Rolland bestand, ist wohl leicht zu erraten. Jede vernünftige Mutter wünscht ja nichts sehnlicher, als daß aus ihrem Kinde ein brauchbarer, guter und glücklicher Mensch werden möge. Alles, was eine sorgsame Mutter nur immer für die Bildung ihres Kindes thun kann, that Frau Rolland für ihren Bernhard; keine Zeit und keine Kosten sparte sie. Liebreich geführt von ihrer Hand, sorgfältig von ihr zu allem Guten und Schönen angeleitet, gewissenhaft gebildet von einem einsichtsvollen Lehrer, wuchs Bernhard heran vom Kinde zum Knaben, vom Knaben zum Jünglinge. Er war die Freude der Mutter, der Stolz seiner Lehrer und vielen edelgesinnten Jünglingen ein redlicher, teurer Freund.

Bernhard hatte mit Vollendung seiner Gymnasialstudien das achtzehnte Lebensjahr erreicht; er besaß Kenntnisse, wie selten ein junger Mensch in diesem Alter besitzt, und in seinem Busen schlug ein Herz, das man edel nennen konnte. Mit diesen Kenntnissen und diesem Herzen verließ nun der Jüngling seine Vaterstadt, und mit dem Vorsatze und dem feierlichen Versprechen, die Hoffnungen und Wünsche seiner Mutter zu erfüllen, riß

er sich aus ihren Armen. Er bezog die Universität Würzburg.

Bernhards größte Schwäche war ein übertriebener Ehrgeiz, den seine redliche Mutter zwar aus guten Absichten, aber zu seinem Schaden nur allzu sorgfältig genährt hatte; nach ihrer Meinung sollte er ihn vor niedrigen Handlungen schützen, aber leider verleitete er ihn zu einem Vergehen, das ihn und seine Mutter unglücklich machte.

Ein Jahr verging und Bernhard genoß in Würzburg die seligsten Freuden, die man im Jugendalter nur genießen kann. Sein Geist dürstete nach neuen Kenntnissen und dieser Durst konnte hier vollkommen gestillt werden. Bernhard war bald eine beliebte Persönlichkeit geworden, er kam in näheren Verkehr mit einigen der hervorragendsten Professoren und hatte Umgang mit mehreren gleich ihm edelgesinnten Studierenden, was ihm reinen und süßen Genuß gewährte.

Einer seiner beliebtesten Spaziergänge war der auf die schöne Anhöhe, die sogenannte Zeller Waldspitze, wohin er oft an kühlen Sommerabenden ging und sich an den lieblichen Liedern der Nachtigallen erquickte. Oft stand er da und blickte freudetrunken hinab in das zu seinen Füßen liegende freundliche, baumreiche Thal, durch welches ruhig der Main sich schlängelt, sah hinüber auf die jenseits sich erhebende Hügelkette, wo dort ein alter Turm emporragt, dort durch einen schwachen Nebel die Ruinen eines verfallenen Schlosses schwermutsvoll herabblicken; gegen Südost hatte er die Stadt Würzburg vor

sich, deren Anblick bei milder Abenddämmerung einen freundlichen Eindruck auf das Herz des fühlenden Beschauers macht. Auf dieser schönen Anhöhe stand Bernhard häufig und faßte für die Zukunft oft edle Entschlüsse. Zuweilen befand sich bei ihm sein intimster Freund Ludwig Adler, ein Österreicher, ein vortrefflicher Jüngling. Begeistert von der schönen Natur, sanken sich die Freunde oft in die Arme und gelobten sich einander ewige Freundschaft. — Ist wohl etwas reiner als solche Freuden im Schoße der Natur, etwas schöner als solche Umarmungen edler Freunde, etwas rührender als solche Gelübde gutdenkender Jünglinge. Jüngling! du wirst älter werden, du wirst vieles vergessen, vieles dulden, manche unangenehme Erfahrung machen, dein Gefühl wird kühler, deine Kraft schwächer, dein Haar bleicher werden, aber unschuldige Freuden, in der Jugend an Freundesbrust genossen, werden deinem Gedächtnisse nie entschwinden, die Erinnerung an sie wird dich in deinem Leiden aufrichten und selbst am Grabesrande noch erquickend für dich sein. O, genieße sie mit Unschuld, mit reinem Herzen!

Das Schicksal riß Adler von Bernhards Seite, nachdem sie beinahe ein Jahr in der glücklichsten und ungetrübtesten Freundschaft verlebt hatten. Adlers Vater starb, die Mutter wünschte ihn ins Vaterhaus zurück und der folgsame Sohn hielt es für Pflicht, diesem gerechten Wunsche nachzukommen; übrigens hatte er ohnehin schon drei Jahre auf der Universität Würzburg zugebracht. Bernhard trennte sich mit Schmerz und Weh-

mut von seinem geliebten Freunde; mehrere Poststationen begleitete er ihn; schluchzend fielen sich beide Jünglinge an die Brust, dankten gegenseitig in den herzlichsten Worten für die seligen Stunden, die einer dem anderen gewährt hatte und schwuren, sich nie zu vergessen, sondern auch getrennt in Glück und Unglück treue Freunde zu bleiben bis in den Tod. Sie sahen sich leider nie wieder.

War auch Bernhard mit einigen anderen wackeren Universitätsgenossen bekannt, so konnte er doch lange keinen finden, mit dem er so ganz hätte übereinstimmen können, wie es mit Adler der Fall gewesen war. Es fehlte ihm nicht an Freunden, aber keiner war ganz Vertrauter seines Herzens. Viele suchten seine Bekanntschaft, einige aus wahrer Achtung gegen ihn, andere, weil er ein kraftvoller Jüngling und dabei reich war. Fritz Brand, ein ehrlicher Rheinländer, bewarb sich vorzüglich um seine Freundschaft, und da Bernhard in ihm einen gebildeten, braven, jungen Mann fand, so gewann er ihn immer lieber und schloß mit ihm Freundschaft. Mehrere von Brands Landsleuten wurden deshalb auf ihn erbittert. Sie hatten vom akademischen Leben die verkehrtesten Begriffe, verwechselten Freiheit mit Zügellosigkeit, Mut mit Wildheit, Freimütigkeit mit Frechheit, und anstatt sich mit allem Eifer den Wissenschaften zu widmen, schwärmten sie in den Kneipen herum, sangen zottige Lieder, waren unmäßig in jedem Genusse und betrugen sich überhaupt auf eine Art, daß man eher rohe Matrosen als Söhne der Musen in ihnen zu sehen glaubte.

Bei seinem regen Sinne für alles Gute und bei seinem feinen Gefühle für das Schöne und Schickliche konnte Brand unmöglich die Lebensart seiner Landsleute billigen, viel weniger sich in nähere Verbindung mit ihnen einlassen. In ihrer Gesellschaft plagte ihn oft die Langeweile und ihr Betragen erfüllte sein Inneres immer mit Unmut, weshalb er fast allen Umgang mit ihnen abbrach und sich nach einer edleren Seele umsah, die er denn endlich auch in Bernhard Rolland fand.

Aufgebracht, daß Brand ihre Gesellschaft mied, suchten seine Landsleute ihm und seinem Freunde zu schaden, wozu sich auch die Gelegenheit sehr leicht und bald fand. Die Landsmannschaft, zu der Brand gehörte, versammelte sich einmal zu einem Abschiedsfeste, welches einer aus ihrer Mitte veranstaltete, der in kurzer Zeit die Universität verließ. Brand hatte mit diesem noch den meisten Umgang gepflogen und wurde daher selbstverständlich von ihm zu diesem Freundschaftsmahle, wie er es nannte, eingeladen. Bernhard Rolland erhielt gleichfalls eine Einladung. „Ich habe keine sonderliche Lust hinzugehen," sprach er zu Brand, „überdies habe ich eine dringende Arbeit zu vollenden und dazu paßt ein Gelage nicht. Geh' aber Du immer hin und entschuldige mich, daß ich nicht kommen kann."

„Laß mich nicht allein gehen, Bruder!" erwiderte Brand, „man könnte es übel deuten, wenn Du nicht mitkommen würdest, und dann bist insbesonders Du in einer solchen Gesellschaft mir unentbehrlich. Bist Du da, so kann ich doch mit Dir ein vernünftiges, vertrau-

liches Wort sprechen. Komm' mit, lieber Rolland, Deine Arbeit erleidet wohl etwas Aufschub."

Nicht gerne schlug Bernhard seinem Freunde eine Bitte ab, und er that es auch jetzt nicht. „Ich gehe mit," sagte er, „aber wir wollen etwas später hingehen, denn die Zeit wird uns, denk' ich, noch lang genug werden in der luftigen und lustigen Gesellschaft."

Die Festteilnehmer waren bereits geraume Zeit beisammen und es ging schon ziemlich fröhlich, ja toll zu; Rolland und Brand fehlten noch immer. „Die beiden teuren Freunde kommen sicher nicht, die können sich wahrscheinlich von ihren Büchern nicht trennen," sagte einer. „Hole sie der Kuckuck samt ihren Büchern!" rief ein anderer, und auch die übrigen ermangelten nicht, sich über die Abwesenden auf eine Art lustig zu machen, die nicht besonders anständig war.

Endlich kamen beide; man empfing sie auf eine hämische Weise und machte witzig sein sollende, indes bittere Anspielungen auf ihren Fleiß und ihr Zurückbleiben von der Gesellschaft, welche Bernhard nicht entgingen und ihn, der ein solches Benehmen und eine derartige Behandlung nicht vertragen konnte, aufregten. Einer, Namens Sandmann, trat schon halb berauscht zu ihm und redete ihn in beißendem Tone an: „Ei, willkommen, willkommen, Herr Rolland! Sie bringen uns doch viel Neues aus der gelehrten Welt mit? Ich wette, Sie haben ein paar gelehrte Zeitungen bei sich? Nun, Sie werden, hoffe ich, bald als Schriftsteller vor die Welt treten? Wie viele Werke haben Sie schon unter der Presse?"

„Verschonen Sie mich mit dergleichen Fragen,“ entgegnete Rolland.

„Wie,“ versetzte Sandmann, „halten Sie mich etwa für einen Menschen, der gar nichts von gelehrtem Wesen versteht? Freilich, ich bin kein Bücherwurm, wie mancher,“ wobei er einen spöttischen Blick auf Rolland warf. „Nun, was für eine Arbeit haben Sie denn jetzt vor?“

„Eine sehr unangenehme,“ antwortete Bernhard in einem höchst erregten Tone, „einem Pinsel ins Gesicht zu sagen, daß er ein solcher ist.“

„Ei, Du elender Bube!“ rief Sandmann, auf Rolland mit trotzigem Blicke zuschreitend. Dieser jetzt von seiner schwächsten Seite angegriffen und außer sich vor Wut ob der Beschimpfung antwortete — mit der Hand. Der Skandal war fertig. Sandmann hatte mit Ausnahme Brands die ganze Gesellschaft auf seiner Seite. „Du bist beschimpft sondergleichen, Sandmann, und in Dir die ganze Gesellschaft,“ riefen alle; „Du kannst diesen Schimpf nicht auf Dir sitzen lassen, oder wir schließen Dich als einen Ehrlosen aus unserem Verbande aus!“

„Verdammt soll ich sein!“ schrie Sandmann rasend, „wenn ich es dem Buben nicht empfinden lasse, was es heißt, sich an einem Burschen zu vergreifen. Daß Du es weißt, Bube! Morgen früh sieben Uhr findest Du Dich in der Aumühle mit einem Hieber ein, verstehst Du's? Ob Du außer der Feder auch die Klinge führen kannst, das soll sich zeigen!“

Noch nie war Bernhard in einem solchen Gemütszustande gewesen, wie jetzt; sein Blut kochte, sein Auge funkelte, er vergaß sich und das Versprechen, das er gegeben, als er unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde, nämlich: sich nie in einen Zweikampf einzulassen.

„Ich nehme Deine Forderung an!“ rief er; „um die bestimmte Zeit wirst Du mich am bezeichneten Orte finden; ja, ich will Dir zeigen, daß meine Rechte außer der Feder auch den Hieber führen kann, und daß Du es nicht mit einem Bücherwurme zu thun hast!“

Bernhard verließ mit seinem Freunde Brand sofort die Gesellschaft; beide durchwachten eine schlaflose Nacht. Der Morgen kam und mit ihm die Ruhe des Gemütes. Jetzt war Bernhard so ziemlich imstande, über den gestrigen Vorfall ruhig nachzudenken. Brand riet ihm, seine Sache vor das akademische Gericht zu bringen und sich mit Sandmann, den man in der ganzen Stadt als einen skandalsüchtigen und höchst hinterlistigen Menschen kannte, schlechterdings in ein Duell nicht einzulassen. Bernhard sah es wohl ein, daß er mit Annahme des Duells gesetzwidrig handeln würde, und daß man Leute wie Sandmann mit Verachtung behandeln müsse, und er war beinahe geneigt zu thun, was sein Freund ihm anriet. Allein sein Ehrgeiz erwachte, er fühlte die gestern erlittene Beleidigung von neuem; sein Herz pochte unruhiger, in seiner Einbildungskraft entwarf er sich ein Bild von der Zukunft, welcher Mißachtung, welchen Kränkungen und welchen Angriffen er ausgesetzt sein

werde, wenn er sein gestern gegebenes Wort zurücknähme. „Wie," sprach er, „ich soll mich den Spötteleien solcher verächtlicher Seelen aussetzen? Ich soll es mir gefallen lassen, daß man mich einen Feigen schimpft und mit Fingern auf mich deutet, mir wohl gar heimlich nachstellt? Nein, ich will hingehen und ihnen zeigen, daß ein Herz in meinem Busen schlägt, daß nicht Mut mir fehlt!"

Früh sechs Uhr begab sich Bernhard in Brands Begleitung nach der Aumühle, wo auch Schlag sieben Uhr Sandmann mit seiner Begleitung erschien. Sofort beitraf man alle Vorkehrungen zum Zweikampfe. Die beiden Duellanten entkleideten sich am Oberleib bis aufs Hemd; die Sekundanten wählten die Klingen, schritten die Mensur ab und machten die noch sonstigen üblichen Vorbereitungen. Ehe der Zweikampf begann, trat Bernhard zu seinem Gegner und sprach in festem Tone: „Sandmann! Wir stehen jetzt beide auf dem Scheidewege zwischen Leben und Tod. Wer uns dahin brachte, das mag jeder sich von seinem Gewissen beantworten lassen. Einer von uns kann das Opfer beleidigten Ehrgeizes werden; es wäre Schande, wenn wir unversöhnt scheiden würden, laß uns daher einander verzeihen!"

Sie reichten sich die Hand zur Versöhnung und umarmten sich.

Der Zweikampf begann und zwar mit abgetretenen Sekundanten und es wurde beiderseits mit voller Erbitterung geschlagen. Mehrere Gänge waren schon gemacht, ohne daß einer der Duellanten verwundet worden.

Endlich bei einem nochmaligen Gange brachte Bernhard seinem Gegner eine Wunde bei, worauf er ihm zurief: „Bist Du nun zufrieden?"

Sandmann hätte es vielleicht damit bewenden lassen, aber seine Landsleute, von denen mehrere als sogenannte Spektanten beiwohnten, eiferten ihn an, noch einen Gang zu machen. Es wurde nochmals losgelegt. Sandmann geriet in Verwirrung, parierte einen Hieb seines Gegners nicht gewandt und erhielt von diesem sofort einen furchtbaren und gefährlichen Hieb, daß er ohnmächtig zu Boden sank und weggetragen werden mußte.

Bernhard hielt in seinem Schrecken den Gefallenen für tot. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich seines Herzens, Thränen traten ihm in die Augen und er eilte mit Brand so schnell er konnte, vom Kampfplatze weg. Lange war er unschlüssig, was er thun sollte. Brand bat ihn bei allem, was ihm heilig sei, Würzburg sofort zu verlassen und seine Freiheit durch die Flucht zu retten. Nach langem Zögern entschloß er sich dazu.

Wie Bernhards Herz durch den fürchterlichen Gedanken: „Du bist ein Mörder!" gepeinigt und zerrissen wurde, welch ein Kummer in seinem Innern nagte, wie ihn die Erinnerung an seine Mutter fast zur Verzweiflung brachte, mit welcher Angst und Scheu er um sich blickte, das läßt sich nicht beschreiben.

Er floh aus Würzburg und richtete seine Schritte zunächst südlich. Gepeinigt von den Vorwürfen seines Gewissens, durchwanderte er rasch eine Stadt nach der anderen und hielt sich erst in Salzburg länger auf, da

ihm dahin sein Freund Brand über den Ausgang der Sache schreiben wollte. Sowohl die schöne Stadt, die des Merkwürdigen so viel enthält, als auch die äußerst anmutige Gegend, in der sie liegt, ließen ihn kalt; in sich gekehrt, irrte er in den Straßen umher und fuhr bei dem geringsten Geräusche zusammen, denn er glaubte, jeder, der ihm begegnete und ihn ansah, erkenne in ihm den Mörder.

Mehrere Tage vergingen und der erwartete Brief kam nicht an. Die Ursache hiervon war folgende: Das Duell gelangte bald zur Kenntnis des akademischen Senats, der die Sache untersuchte; Brand wollte vorerst den Ausgang abwarten, ehe er seinem Freunde schrieb. Daß diesen der Brief nicht mehr in Salzburg antreffen werde, war wohl zu vermuten und es entstand nun die Frage, wohin er adressiert werden sollte. Brand glaubte, Rolland werde nicht unterlassen, den ehemaligen Studiengenossen und intimsten Freund Adler zu besuchen, da der Weg, den er nehmen wollte, die Stadt berührte, wo dieser war. Er sandte also den Brief an Adler.

Bernhard verließ Salzburg noch unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. In Graz hielt er sich wieder ein paar Tage auf. Die liebliche Umgebung dieser Stadt machte zwar einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn, allein wenn auch alles in der Natur Harmonie war, so fehlte diese doch in seinem Innern. Die Berge besteigend, von denen Graz umgrenzt wird und von wo aus man entzückenden Anblick genießt, erfüllte eine Wehmut eigener Art seine Brust und mit Thränen in den Augen

betrachtete er die Landschaft. „O wozu hat mich,“ sprach er zu sich selbst, „der Ehrgeiz verleitet! Wie glücklich könnte ich sein, wenn ich den Eingebungen des Stolzes nicht Folge geleistet, wenn ich gethan hätte, was du mir, mein teurer Freund, anrietest! Warum wollte ich mich nicht über eitles Geschwätz wegsetzen? Meiner wahren Ehre hätte es ja doch nicht schaden können. O wie konnte ich so thöricht sein, mich so hinreißen zu lassen! Indem ich meine Ehre retten wollte, schändete ich sie. Alle Rechtschaffenen, die mich kennen, werden mir nun ihre Achtung entziehen. O, und meine Mutter, diese zärtlichste, beste der Mütter! —“ Ein Strom heißer Thränen rollte von seinen Wangen und mit bittendem Blicke zum Himmel that er das Gelübde, nie wieder zu einer ähnlichen That sich hinreißen zu lassen, nie wieder etwas zu thun, was des ehrenhaften und guten Menschen unwürdig sei.

Was sollte er nun beginnen? Alle möglichen Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Nach Hause zu seiner Mutter zurückzukehren? Dieser Gedanke hatte so viel Furchtbares für ihn, daß er ihn gleich wieder verwarf. „Wie,“ sagte er, „ich soll dieser edlen Mutter unter die Augen treten, ich, der ich die Gesetze verachtete, ich, ein wortbrüchiger Sohn, ein Mörder?“ Das Wort Mörder klang ihm schrecklich, erschütterte seine ganze Seele. Unglücklicher Jüngling! Warum eiltest du nicht, kindlicher Reue voll, in die Arme deiner Mutter? Warum fielest du nicht auf deine Kniee nieder? Sie hätte dich mütterlich an die Brust gedrückt, dir vergeben, in dir wieder

ihren einzigen Sohn erkannt! Du warst kein Mörder, du hattest noch nicht den Beweis dafür. Auch jetzt wieder leitete vielleicht übertriebener Ehrgeiz deine Entschlüsse.

Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte nach Triest reisen, um von da aus nach Ägypten sich einzuschiffen und seinen Onkel, der Kaufmann in Alexandrien war, aufzusuchen, ihm alles zu entdecken und ihm seine Zukunft anheimzustellen. Er kam nach Klagenfurt, wo sein teurer Freund Ludwig Adler eine angesehene Stellung einnahm; obgleich er sich sehnte, diesen treuen Freund einmal wieder zu sehen, so rief ihm doch sein Ehrgeiz mit lauter Stimme zu: „Wie, du könntest den rechtschaffenen Mann besuchen, an den dich nur Liebe zum Guten band, der dich deswegen achtete, nur darum dein Freund wurde, weil er dich für ebenso edeldenkend hielt, als er es selbst ist? Du bist der frühere Mensch nicht mehr, es schlägt zwar dein Herz noch immer für alles Edle und Gute, aber wird er es noch glauben? Wird er dich nicht für einen leichtsinnigen Menschen halten, in dem er sich sehr getäuscht hat? Wird er nicht dem Mörder sein Haus verschließen?"

Mit Neigung und Ehrgeiz kämpfend, entschloß sich Bernhard, seinen Busenfreund Adler nicht zu besuchen. Hätte er es gethan, es wäre ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen, sein Schicksal wäre ein anderes geworden, er hätte sich und seine Mutter nicht unglücklich gemacht. Von Brand war bereits ein Brief bei Adler eingetroffen, worin dieser Bernhard die angenehme Nach-

richt meldete, daß Sandmann nur in eine arge Ohnmacht gefallen, bereits aber wieder völlig hergestellt sei. Der akademische Senat, hieß es weiter, habe die Sache untersucht, Bernhard seiner Handlung wegen einigermaßen entschuldigt, ihn aber doch dem Gesetze gemäß mit Sandmann relegiert. Dieser Brief kam nie in Bernhards Hände. Adler erwartete mit Sehnsucht seinen Freund; allein Tag um Tag, Woche um Woche verging — Bernhard kam nicht — kam nie. Wohin den Brief senden, wußte Adler nicht und er ging schließlich an den Absender zurück.

Aus Laibach schrieb Bernhard seiner Mutter:

„Teuerste Mutter!

Mit aller Liebe und Treue haben Sie stets für mein Wohl gesorgt. Ich erkenne dies mit einem Herzen, welches ewig dankbar für Sie schlagen wird. Ach! beste Mutter, als ich Sie verließ, als ich mich weinend aus den mütterlichen Armen riß, konnte mein Herz nicht ahnen, daß es Sie nach zwei Jahren in eine Betrübnis versetzen werde, die ich in ihrer ganzen Größe fühle. O Vergebung, geliebteste Mutter, Vergebung! Ich bin von einem meiner akademischen Mitbürger beleidigt worden, und war Thor genug, diese Beleidigung für ärger zu halten und höher anzuschlagen als sie es verdiente; ich war thöricht genug, ein gegebenes Versprechen zu brechen und mich mit meinem Beleidiger in ein Duell einzulassen.

Fassen Sie sich, gute, teuerste Mutter, ich muß

Ihnen noch das Traurigste melden. Thränen der innigsten Reue fallen auf das Papier herab, indem ich dieses schreibe. Fassen Sie sich und vergeben Sie mir, fluchen Sie wenigstens nicht Ihrem unglücklichen Sohne. Mein Gegner erhielt von mir eine Wunde, aber nicht damit zufrieden, wurde der Kampf fortgesetzt. Ein wuchtiger Hieb erreichte meinen Gegner — er sank zu Boden.

Ich habe mich von Würzburg geflüchtet, ich will ein Asyl bei meinem Onkel in Alexandrien suchen, vielleicht finde ich da die Ruhe wieder, die ich, verführt durch einen übertriebenen Ehrgeiz, verloren habe. Seien Sie versichert, daß ich, wo ich auch immer sein werde, mich bestreben will, edel und gut zu handeln, zu büßen und so das Böse wieder gut zu machen, wozu mich eine heftige Leidenschaft hingerissen hat. Verzeihen Sie mir, teuerste Mutter!

Ewig werde ich sein

Ihr dankbarer Sohn Bernhard."

Frau Rolland befand sich eben mit einer guten Freundin in ihrem schönen schattigen Garten, als dieser Brief einlief. Ein großer Teil der Bäume war reichlich mit schmackhaften Früchten behangen, besonders war ein Birnbaum, den ihr verstorbener Gatte an Bernhards Geburtstage pflanzte, mit dem edelsten Obste beladen. Einer der festlichsten Tage im Jahre war für Frau Rolland auch der, an welchem sie die ersten Früchte von diesem Baume brach, denn sie rief sich da alle

Freuden ins Gedächtnis zurück, die Bernhard ihrem Herzen schon bereitet hatte, und erquickte sich an den Hoffnungen, zu welchen seine musterhafte Aufführung sie berechtigte. Manche Freudenthräne quoll dabei aus ihrem Auge. Auch gerade jetzt weinte sie solche Freudenthränen. Es war gerade der Tag, wo sie die ersten Früchte dieses Jahres von dem geweihten Baume brach.

„Der Baum ist mir sehr lieb," sagte sie zu ihrer Freundin, „lieber als alle übrigen, denn er trägt nicht nur schmackhafte Birnen in Menge, sondern er ist auch zum Andenken an Bernhards Geburtstag gepflanzt. Sehe ich seine Früchte an, so versetze ich mich immer in jene Tage, wo mein Sohn als ein gebildeter und edler Bürger des Staates das Wohl seiner Mitbürger befördern wird. O wie süß werden die Früchte meiner mütterlichen Bemühungen sein! Ach, daß doch sein edler Vater und mein unvergeßlicher Gatte, der diesen Baum gepflanzt, auch diese Früchte genießen könnte! Dem Teuren sollte dieses größte Glück der Eltern nicht zu teil werden; er ruhe in Frieden, der treue Vater!"

So sprach sie mit thränendem Auge, als eine Magd in den Garten trat und ihr den Brief überbrachte. Frau Rolland erkannte sogleich die Hand ihres Sohnes und war voll Freude. „Es hätte nicht schöner kommen können," rief sie aus, „scheint es doch, als habe er mein Vergnügen am heutigen Tage durch eine freudige Überraschung erhöhen wollen. O laß uns, liebste Freundin, in die nächste Laube eilen und den lieben Brief öffnen!"

Der Brief ward hastig erbrochen. Die gefühlvolle

Mutter liest — ein bedeutender Ernst verdrängt das holde Wesen aus ihrem Gesichte, Angst malt sich auf ihren Wangen, furchtbare Ungewißheit blickt aus ihrem Auge — sie zittert und sinkt ohnmächtig zu Boden. Erschrocken springt ihre Freundin herbei, und wendet alles an, sie aufzurichten, doch umsonst; die Magd läuft eiligst fort um einen Arzt und erst diesem gelingt es, sie aus der tiefen Ohnmacht zu wecken, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Aber ihre Nerven waren zu stark angegriffen, ihr Herz zu sehr verwundet worden, und der Gedanke an ihren unglücklichen Sohn quälte sie fort und fort, so daß sie lange Zeit brauchte, bis sie genas und sich wieder erholte.

Bernhard war indessen an seinem nächsten Reiseziele angelangt. An einem herrlichen Nachmittage hatte er die Höhe von Optschina und die Mauer erreicht, welche die Straße nach Triest ihrer ganzen Länge nach einfaßt, und von der aus man diese Stadt und ihre Umgebung überschauen kann. Ein überraschender Anblick bot sich jetzt seinem Auge dar. Zum ersten Male sah er das zu seinen Füßen wogende Meer und das in einem von hohen Bergen umschlossenen Halbkreise an ihm liegende freundliche Triest, vor dem Hunderte von Schiffen mit ihren vielfarbigen Wimpeln gleichsam einen Mastenwald bildeten. Von hier aus konnte er den halbmondförmigen Hafen mit seinem lebendigen Thun und Treiben übersehen, aus dem, schnell wie die Vögel, Schiffe mit ausgespannten weißglänzenden Segeln eilten, umkreist von Tausenden von Möven, welche mit ihrem

wie Spott klingenden Geschrei die Fahrzeuge verfolgten. Jeder Schritt auf der herrlichen Straße bot Bernhard Neues und Wunderbares dar. Die Höhen waren mit grünen Weinbergen besäet, in und aus denen sich zierliche Häuschen mit der Aussicht auf die Stadt und den Hafen erhoben. An dem Ufer reihte sich Palast an Palast, halb bedeckt von einer schattigen Baumallee, die sich längs dem Meere hinzog. Auf dem Kastelle, gegen welches sich die Altstadt hinzieht, wehte Österreichs Flagge.

Bernhard hielt es denn doch für klüger und besser, seinen Oheim zuvor von seinem Schicksale in Kenntnis zu setzen und ihn um Aufnahme in sein Haus zu bitten. Da seine Geldmittel es erlaubten, so wollte er in Triest verbleiben und die Antwort daselbst abwarten. Während dieser Zeit konnte er auch das italienische Leben und Treiben der Stadt, das ja weitaus vorherrscht, kennen lernen. Die schönen Straßen mit ihren herrlichen Häusern und Kaufläden, in denen alle Gegenstände des Luxus, die buntesten und kostbarsten Waren ausgestellt waren, die Kirchen, ausgezeichnet durch Bau und Ausschmückung zogen seine Aufmerksamkeit in hohem Grade an. Auf den öffentlichen Märkten fand Bernhard alle Arten der herrlichsten Gemüse, ausgezeichnetes Obst, die schmackhaftesten Südfrüchte: als Feigen, Melonen, Apfelsinen, Trauben von auffallender Größe, dann Seefische der sonderbarsten Gestalt.

Sehr gut gefiel es Bernhard im Tergestrum, dem Versammlungsorte der Fremden und Einheimischen.

Welche Verschiedenheit in Sprachen und Trachten konnte er da bemerken! Dort saßen in den Kaffeesälen des Hauses auf bunten Teppichen Türken, echte Anhänger Mohammeds mit weißen Turbanen und vielfarbigen Kleidern. Mit ernster Miene rauchten sie aus langen Pfeifen gelben Tabak und nippten von Zeit zu Zeit aus einer Tasse, in welcher Kaffee so dick wie Brei war. Selten sprachen sie ein Wort und man hätte sie für Bildsäulen halten können; sie bewegten nur dann und wann das Haupt. Verschmitzt aussehende Griechen mit roten Fesen und der übrigen hübschen Tracht standen neben Spaniern, kenntlich an den sonnverbrannten Gesichtern. Engländer rechneten mit Handelsleuten von Marokko und Tunis; Amerikaner, Neger, Juden, Orientalen aus Kleinasien gingen hier herum und machten ihre Geschäfte ab.

Ein großer Anziehungspunkt war für ihn auch der Hafen mit seinem regen und bunten Gewühle. Daselbst lagen stets eine Menge Schiffe vor Anker, welche an Sonntagen ihren Festschmuck, Flaggen in den Nationalfarben, zeigten. Dort auf jenem großen Schiffe wehte Nordamerikas Flagge, kenntlich an den dreizehn weißen Sternen; nicht weit davon zeigte der Halbmond auf blutrotem Grunde, daß das kleine Fahrzeug aus dem Oriente kam. Hier flatterte Englands meerbeherrschende Flagge, dort sah man Frankreichs Trikolore über einer Menge anderer bunter Wimpel aus verschiedenen Ländern. So oft ein Schiff dem Hafen sich nahte, erdröhnten die Begrüßungssalven, welche vom hohen Kastelle und von den vor Anker liegenden Schiffen erwidert

wurden. Ein- und Ausladen, Zahlen und Einnehmen, Abwägen und Ordnen, Kaufen und Verkaufen, Bringen und Verschicken, Tragen und Fahren nahm kein Ende. Eine Menge Menschen, unterschieden durch Sprache, Sitte und Kleidung, sind nur des Handels wegen in Triest.

Das regste Leben herrschte aber immer auf dem Molo di San Carlo, einem künstlichen Damme, der den eigentlichen Hafen schützt, mit Gast- und Wirtshäusern bedeckt ist und zu Spaziergängen dient und auch ausgiebig benützt wird. Da bewegte sich alles nebeneinander: der feine Stutzer neben dem Lastträger, kenntlich an den starken Schultern und der roten Mütze, der Reiche neben dem Armen, der Offizier neben dem schlichten Bürger, der Fremde neben dem Einheimischen; lautschnatternde Italiener, bewegliche Franzosen, geschäftige Deutsche, Britten, Russen, Türken waren im bunten Gewirr durcheinander und lauschten den Tönen in der Nähe spielender Musiken; prächtige Equipagen, bespannt mit reichgeschirrten Pferden, fuhren auf und ab. Besonders gegen Abend ist der Aufenthalt hier sehr angenehm, denn die Hitze, die hier den Tag über oft unerträglich ist, da die Sonnenstrahlen von den allzu nahen Bergen abprallen und daher doppelt stark brennen, hat abgenommen.

Geraume Zeit währte es, bis die Antwort des Oheims aus Alexandria in Triest einlief. Bernhard säumte nicht, sich nach dem Handelshause, an das er empfohlen war, zu begeben; der freundlichste Empfang

wurde ihm zu teil, nachdem er sich dem Herrn des Hauses zu erkennen gegeben hatte. Auf seinen Wunsch, baldigst abreisen zu können, sagte der Kaufherr: „Schon in einigen Tagen kann dies geschehen, da ein Schiff segelfertig im Hafen liegt. Herr Torre, ein Bediensteter im Hause Ihres Onkels, ist schon einige Zeit in Geschäften hier und geht nach Weisung seines Prinzipals mit Ihnen nunmehr nach Alexandrien. Seinem Briefe gemäß erwartet Sie Ihr Oheim mit Sehnsucht."

Er stellte ihm hierauf Herrn Torre vor, mit dem sich Bernhard alsbald befreundete. Den letzten Abend vor der Abreise brachte er mit ihm auf der Höhe von Optschina zu. Ist das Scheiden der Sonne überall ein schönes und erhabenes Schauspiel und verklärt es selbst die ödeste Gegend, so ist dieses hier wahrhaft wundervoll und war gerade an diesem für Bernhard so wichtigen Tage besonders prachtvoll. Die ganze Natur schien sich festlich zu schmücken, um den Abschied der Königin des Tages aufs herrlichste zu feiern; Hügel und Berge erglänzten in einem eigenen Lichte; die See schimmerte, des Himmels Blau wurde zarter, und da, wo die Sonne hinabsank, war die ganze Landschaft wie von Purpur, die Felsen wie mit Gold übersäet. Nach und nach verschwand der Glanz, das feurige Rot wurde matter, immer matter, die Berge schienen mehr und mehr zurückzuweichen und traten endlich ganz in den Schatten. Das Meer ward jetzt ganz dunkel, nur hie und da durchzogen hell wie Silber glänzende Streifen die dunkle, wogende Fläche. Das erhabene Schauspiel, der Anblick

der unbegrenzten Ferne stimmte Bernhards Gemüt ernst und er betete still: „Herr, mein Gott, wie groß und erhaben sind Deine Werke! Deinem Schutze, der Du ja unser aller Vater bist, befehle ich mich, Du wirst mich nicht verlassen!“

Beim Herabsteigen von Optschina hatte Torre Zeit genug, Bernhard auf alles aufmerksam zu machen, wie er sich bei der Überfahrt nach Alexandrien zu verhalten habe, und ihm überhaupt die Vorsicht anzuempfehlen, die bei einer Reise im Morgenlande notwendig ist.

Schon vor Tagesanbruch wurde Bernhard von seinem Reisegefährten geweckt, und es graute noch kaum der Morgen, so ging es hinunter zum Hafen, wo ein Boot beide aufnahm. Schnell glitt es, von zwei kräftigen Männern gerudert, über die Wasserfläche dahin, wie ein Aal schlängelte es sich zwischen einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge hindurch, bis man an einem ziemlich großen Schiffe Halt machte. Hoch oben auf dem Maste flatterte, von der eben auftauchenden Sonne beleuchtet, die gelb-schwarze Flagge Österreichs. Auf dem Schiffe selbst war schon alles in Thätigkeit. Eine Stimme rief an: „Haho! Ein Boot!“ Torre antwortete: „Passagiere des Adlers!“ und kletterte an einer Stiege, welche vom Hinterteile des Schiffes herabhing, empor, ihm nach Bernhard. Bald war er oben, zum ersten Male auf dem am unsicheren Meere schwimmenden Hause. Die Wellen des bewegten Meeres sollten ihn hintragen in fernes Land, er vertraute sich dem Meere an, das dem Landbewohner so schrecklich dünkt,

aber dennoch dem, der es einmal liebgewonnen, als seine zweite Heimat so vielen Reiz gewährt.

Zwischen Ballen, Kisten und Fässern hindurch wurde Bernhard von Torre dem Kapitän zugeführt, der am Hauptmaste stehend, den Matrosen Befehle erteilte. „Willkommen, meine Herren, auf dem Adler!“ rief er Torre und Bernhard zu; „der Wind ist günstig, ich erwartete nur Ihre Ankunft, um die Anker zu lichten!“ — Er führte sodann beide an eine Treppe, welche in den unteren Raum des Schiffes führte. Unten angekommen, wurde ein kleines Gemach geöffnet, in welchem Bernhard mit dem Kopfe an die Decke stieß, und in das das nötige Licht durch ein oben angebrachtes Fenster hereinfiel. „Hier ist Ihre Kajüte,“ sagte er, „da liegt Ihr Gepäcke, richten Sie sich schnell ein, wir segeln in zehn Minuten ab.“

Kaum hatte Bernhard in der Kajüte sich etwas umgesehen, als oben ein heftiges Gepolter entstand. Er eilte die Stiege zum Verdecke hinauf, und sah, wie die Matrosen mit Hilfe einer großen Winde den mächtigen Anker, der das Schiff mittelst eines dicken Seiles tief unten im Meeresgrunde festgehalten hatte, in die Höhe schafften. Nachdem dieses bewerkstelligt war, wurde der Anker mit Tauen am Vorderteile befestiget, hierauf banden die Matrosen die bis jetzt eingerafften Segel los, indessen hinten auf einer Erhöhung des Schiffes der Steuermann seinen Platz einnahm. Jetzt ertönte schrillend die Pfeife, das Schiff drehte sich, gelenkt von dem großen Steuerruder, mit seinem spitz zulaufenden Vorder-

teile dem offenen Meere zu, die Segel fingen Wind, blähten sich auf — und dahin flog schnell wie ein Vogel das Schiff.

Das Schiff eilte dahin und immer mehr entfernte sich Triest mit seinem hohen Kastell und den vielen Schiffen. Unbegrenzt wurde nach und nach die Aussicht, die Ufer, welche das adriatische Meer umschließen, traten immer mehr in blauen Hintergrund. Der Tag neigte sich bereits und die Sonne sank hinab in das Meer und färbte es mit ihrem Glanze purpurrot; immer mehr verlor sich die Glut und zuletzt dämmerte nur mehr ein lichter Streifen am fernen Horizonte. Der Mond stieg empor und Tausende von glänzenden Sternen bedeckten den tiefblauen Himmel; lieblich malte sich ihr Glanz auf der dunkeln Meeresfläche.

Versunken in diesen herrlichen Anblick überhörte Bernhard fast die Aufforderung seines Gefährten Torre, sich zur Mahlzeit einzufinden. Ungern nur trennte er sich von dem Verdecke, hatte überdies aber auch keine große Lust zum Essen. Nachdem er in seine Hängematte sich begeben hatte, konnte er lange nicht schlafen. Das beständige Schaukeln, die ungewohnte Lage und die Hitze in der Kajüte — alles dieses verscheuchte den Schlaf, der sich erst gegen Morgen einstellte. Als er sich vom unerquicklichen Nachtlager erheben wollte, fühlte er sich ganz matt, es war ihm so weh ums Herz und er klagte sein Leid Torre. Doch tröstete ihn dieser mit der Versicherung, daß dies nur die sich einstellende Seekrankheit sei; sie befalle jeden, setzte er hinzu, der die See zum

ersten Male befahre, verliere sich aber bald wieder ohne alle weiteren Folgen. Bernhard fühlte sich einige Tage sehr krank, d. h. er wurde von einem unerträglichen Schwindel und von immerwährender Üblichkeit arg geplagt, — doch wie alles ein Ende nimmt, so endigte auch Bernhards Seekrankheit, und schon am fünften Tage konnte er sich wieder auf dem Verdecke aufhalten. Da lag links die Küste von Dalmatien, vor ihr eine Menge kleiner und großer Inseln, und der Hafen von Ragusa lud zum Landen ein. Doch der Kapitän landete daselbst nicht, sondern ließ das Nötige durch ein Boot besorgen, so daß man nur vom Meere aus die schöne, aber stark befestigte Stadt betrachten konnte, welche, reizend auf einer Halbinsel liegend, sich an einen hohen Berg, den Sergio, anlehnt. Schon am anderen Morgen setzte das Schiff seine Fahrt fort, und bald war das Land verschwunden, man sah nichts mehr als das Meer und den blauen Himmel. Auf dem Schiffe gab es immer Arbeit und Abwechselung, weil stets die Segel nach dem Winde gerichtet, oder, wie der Seemann sagt, gestellt werden mußten. Wehte der Wind günstig, so hatten die Matrosen weniger in den Segeln und deren Tauwerk zu thun, vertrieben sich aber dann die freie Zeit mit allerlei Possen.

Bernhard brachte die meiste Zeit auf dem Verdecke zu und da insbesonders auf dem Hinterdecke, wo es ihm viel Vergnügen gewährte, das Schiff gleichsam eine große, nur allmählich sich verlierende Furche ziehen sehend. Viel Unterhaltung gewährten auch oft die

Scharen von Delphinen, von den Matrosen Meerschweinchen genannt, wenn sie ihren buntschillernden Rücken aus dem Wasser erhoben und lustig mit ihren Flossen umherplätscherten oder auch hoch aus dem Meere emporsprangen und oft tagelang das Schiff verfolgten, vielmehr mit seinem Laufe wetteiferten. Umschwärmten oft Möven das Schiff, so vertrieb man sich auch damit die Zeit, daß man auf sie Jagd machte. Mitunter zeigten sich auch große Schwärme von Zugvögeln, welche jetzt im Herbste wärmere Gegenden aufsuchten und gegen Süden flogen.

Ohne zu landen fuhr der Adler an Korfu vorüber, durch den herrlichen Kanal zwischen Theaki, dem alten Itsaka, und Kephalonia, an Zante und den übrigen Inseln vorbei. Hatte man bisher öfters Schiffe mit vollen Segeln ihrem Ziele zueilen sehen, so wurde es einsamer, als der Adler an der Küste von Griechenland, die man nur als einen grauen Streifen erblickte, vorbeigesegelt war und die Insel Candia mit seinen schneebedeckten Bergen im Rücken hatte.

Zweites Kapitel.

Ägypten.

Es ging in die vierte Woche, seit der Adler den Hafen von Triest verlassen hatte; ohne einen eigentlichen Sturm schwebte er ziemlich ruhig auf den Wellen des Meeres dahin. Obwohl Torre alles aufbot, Bernhard zu erheitern, so war doch in dessen Innern eine Leere entstanden, die oft peinigend für ihn wurde, in der Erinnerung an das Nächstvergangene ihn zuweilen recht kleinmütig machte und der Verzweiflung nahe führte. Er sehnte sich, seinen Fuß wieder auf festes Land zu setzen; rascher noch, als er glaubte, sollte sich sein Wunsch erfüllen. Der Schiffskapitän verkündete eines Abends nach dem Essen, daß man am nächsten Morgen bei Alexandrien landen würde. Mit Freude vernahm Bernhard diese Nachricht und kaum konnte er sich überwinden, seine Hängematte aufzusuchen. Lange hörte er den

Ruf der ausgestellten Wache: „Alles wohl!“ und ihr langsamer, regelmäßiger Schritt auf dem Verdecke verscheuchte mehrere Stunden den Schlaf. Doch endlich stellte er sich ein und bunte Traumbilder spiegelten ihm die so ferne Heimat und die liebe Mutter vor.

Gegen Morgen trieb der Ruf: „Land, Land vor uns!“ alle aus den Schlafstätten. Auch Bernhard eilte, nachdem er die nötigsten Kleidungsstücke übergeworfen hatte, auf das Verdeck. Unverwandt blickte jeder südlich, denn dort lag das Reiseziel. Ägypten tauchte wie ein Nebel empor aus den Fluten, und bald konnte man, beleuchtet von den Strahlen der aufgehenden Sonne, die höchsten Punkte Alexandriens unterscheiden. Zuerst zeigten sich die weißglänzenden Kuppeln der Residenz des Vicekönigs und die Spitze der weltberühmten Pompejussäule; dann sah man die Gipfel schlanker Palmen und die hohen Masten der vor Anker liegenden Schiffe.

Der Anblick des Landes erfüllte alle auf dem Schiffe mit Freude, und jeder traf die nötigen Anstalten, um, sobald das Schiff die Anker ausgeworfen, sogleich ans heiß ersehnte Land sich begeben zu können. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen, daß der Lotse das Schiff durch die enge Fahrstraße, gefährlich wegen der vielen versteckten Klippen, führen solle. Nachdem dieser erschienen war, konnte man das Schiff in den inneren Hafen bringen. Da es aus einem westlich gelegenen Hafen kam, so durfte es ungehindert einlaufen und brauchte die für alle Reisenden so beschwerliche Quarantäne nicht zu halten, nämlich die Quarantäne wegen der Pest, der

vorzugsweise im Oriente einheimischen schrecklichen Krankheit. Um das Eindringen derselben in die Seestädte, welche durch den Handel vorzugsweise mit dem Morgenlande in Berührung kamen, zu verhüten, mußten alle Reisenden und Schiffe in einem abgegrenzten und streng bewachten Raume je nach den Umständen achtzehn bis vierzig Tage verweilen und erst nach Verlauf dieser Frist durften Menschen und Waren ans Land gebracht werden, wenn sich während dieser Zeit kein verdächtiger Krankheitsfall gezeigt hatte.

Der Nordostwind, der bisher so günstig geweht hatte, verlor in der Nähe des Landes seine Kraft und nur langsam näherte sich der Adler der ägyptischen Küste, von der man nun alles genau unterscheiden konnte. Im äußeren Hafen lagen eine Menge Schiffe, auf deren Masten schwarze und gelbe Flaggen wehten, zum Zeichen, daß sie unter Quarantäne standen. Die Stadt mit ihren weißen Häusern zog sich sanft den Hügeln entlang, umdonnert von den am Felsen sich brechenden Meereswogen. Sie bot, vom Schiffe aus besehen, ein reizendes Bild dar. Zunächst war es der Palast des Vicekönigs, der in seinen orientalischen Formen auffiel und sich im tiefblauen Meere spiegelte; rechts in einiger Entfernung von der Stadt erblickte man das berühmte Denkmal des Altertums, die schlanke Säule, welche unter dem Namen Pompejussäule bekannt ist; an der östlichen Seite des neuen Hafens, der durch eine schmale Halbinsel von dem alten getrennt ist, stand der berühmte Obelisk, die Nadel der Kleopatra; weiterhin sah man Paläste mit ihren im

herrlichen Grün prangenden Gärten und kolossale Gebäude mit spitz zulaufenden Kuppeln, Moscheen. Dazwischen prangten herrliche Palmen einzeln und in Gruppen und flatterten auf den Gebäuden der Konsuln der Schiffahrt treibenden Völker und Nationen die buntfarbigen Flaggen. Am Strande lagen eine Menge Windmühlen und den Hafen selbst schützten gewaltige Batterien und Verschanzungen.

Im Innern des Hafens herrschte bei weitem nicht das rege Gewühl, die geschäftige Thätigkeit, wie in Triest, aber es boten schon hier, außer den fremdartigen Trachten der Beschäftigten, die Esel und Dromedare, welche in Gruppen stehend auf Ladung warteten, ein Bild des Orients dar.

Heftig klopfte Bernhards Brust, als der Adler an der vor Anker liegenden ägyptischen Flotte vorbeifahrend seine Anker auswarf. Das Schiff stand nun fest und — Bernhard war in Ägypten. Er sollte von nun an unter Menschen leben, die weit unterschieden von ihm in Sitte und Religion; in diesem ihm so fremden Lande sollte ein neuer Abschnitt seines Lebens beginnen. Die mannigfaltigsten Gedanken durchzogen seine Seele und nur die Ankunft einer Barke, die ägyptische Beamte und Soldaten mitführte, entriß ihn denselben. Es waren Zoll- und Sanitätsbeamte, welche, nachdem sie an Bord des Schiffes gekommen, die Papiere des Schiffskapitäns einsahen, die Pässe der Reisenden prüften und die mitgebrachten Waren aufzeichneten. Nachdem die vorschriftsmäßige Kontrolle stattgefunden hatte und der Gesundheits-

zustand sowohl der Schiffsmannschaft als der Passagiere für unverdächtig erklärt worden war, mußte noch das für Benützung des Hafens geforderte Geld erlegt werden und dann erst durften die Angekommenen ans Land gehen.

Torre bestieg mit Bernhard ein Boot, das sie schnell aus dem Bereiche ihres Schiffes brachte, und bald standen sie auf ägyptischem Boden. Das Land der Wunder, von dem Bernhard so viel in den alten Klassikern gelesen hatte, betrat sein Fuß.

Ägypten, die Wiege europäischer Kultur, von dem die alten Griechen ihre Weisheit holten, dessen kolossale Bauwerke selbst die eroberungssüchtigen Römer mit Staunen erfüllten: wie alt ist das Land, das schon, als die Griechen noch ein rohes Volk waren, auf einer hohen Stufe der Bildung sich befand und durch die Werke seiner Kunst, die damals entstanden, noch jetzt das Staunen aller, die sie sehen, erregt!

Sobald das wenige Gepäck Bernhards und seines Begleiters noch einmal auf dem Zollamte untersucht war, wurde es einem Esel aufgepackt und nun ging es eilenden Schrittes durch die schmutzigen Straßen der alten Maurenstadt nach dem großen Platze, dem sogenannten Frankenplatze oder der Frankenstadt, zwischen der Hafenstadt und den Ruinen der alten Stadt. Die weißen Häuser jener Straßen mit den flachen Dächern und vergitterten Fenstern stachen seltsam ab gegen die in italienischer Bauart aufgeführten freundlichen Gebäude. Bernhard hatte trotz der Menge fremdartiger Eindrücke

nur wenig Aufmerksamkeit für das seinen Augen sich Darbietende; sein Sinn, seine Gedanken waren jetzt nur auf den Oheim gerichtet und er lebte in der gespanntesten Erwartung, ob dieser dem Bilde, welches er sich von ihm machte, entsprechen würde.

An einem schönen, mit einem Balkon gezierten Hause, das von schlanken, hohen Palmen beschattet wurde, machte Torre Halt und fragte einen europäisch gekleideten Mann, welcher mehrere Mauren, die ruhig daliegende Kamele beluden, beaufsichtigte, nach Signore Vanotti. Sogleich führte dieser die beiden Ankömmlinge in das Haus und in ein nach europäischer Art möbliertes Zimmer, das im Erdgeschoße lag, und bat sie, hier so lange zu verweilen, bis der Herr selbst erscheinen werde. Nach kurzem schon öffnete sich die Thüre und herein trat ein Herr, der Torre herzlich bewillkommte und hastig die Briefe erbrach, welche dieser ihm übergab, dabei dessen Begleiter ganz übersehend. Das Herz Bernhards schlug hörbar, denn der Herr mit den feurigen Augen und dem stark gebräunten Antlitz war ohne Zweifel sein Oheim. Während er so in ziemlicher Aufregung dastand und den eifrig lesenden Herrn betrachtete, ließ dieser plötzlich den Brief, den er in der Hand hatte, fallen, wendete sich rasch und erblickte Bernhard. Er eilte auf ihn zu, zog ihn stürmisch in seine Arme und rief tief bewegt: „Du also bist meiner Schwester Sohn? Sei mir herzlich gegrüßt, teurer, heißgeliebter Neffe! Ja, bleibe nun bei mir, ich will Dich lieben, als wenn Du mein eigener Sohn wärest!“ Und nun bestürmte der freudetrunkene

und tiefergriffene Oheim den erstaunten Neffen mit endlosen Fragen über seine Mutter und seine Heimat und über alles Mögliche, so daß Bernhard vom Antworten fast erschöpft wurde, bis endlich sein Oheim einsah, daß sein Neffe doch erst einer Erfrischung bedürfe. Er führte ihn mit Torre in das Wohngemach, stellte ihn seiner Frau vor und sorgte für Speise und Trank für beide. Fragen über Fragen blieben dabei freilich wieder nicht aus, — denn der Oheim wollte mit einem Male alles erfahren. — —

Bald wurde Bernhard im Hause seines Oheims heimisch. Mehrere Tage blieb er ohne Beschäftigung, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen. Eines Abends sagte dann der Oheim zu ihm:

„Mein teurer Neffe, nach vielen und harten Erfahrungen bin ich zur Überzeugung gelangt, daß es nirgends besser ist, als im Vaterlande. Ich hoffe in nicht mehr zu ferner Zeit meine Geschäfte so geordnet zu haben, daß ich imstande bin, in mein Vaterland zurückkehren zu können. In Deutschland, in meiner Heimat will ich dann eine Fabrik errichten und armen und fleißigen Leuten Unterhalt verschaffen. Dieser mein schon längst im stillen gehegter Wunsch soll durch Dein Hierherkommen nur um so schneller seiner Erfüllung entgegengehen. Da Du nun mein Geschäftsgenosse sein sollst, und wohl auch mein künftiger Erbe werden dürftest, so ist es notwendig, daß Du Dich hier zum Kaufmanne ausbildest; ich und mein wackerer Torre werden Dir natürlich an die Hand gehen. Dein Vertrautsein

mit der italienischen und französischen Sprache kommt Dir hierbei schon wesentlich zu statten, und ich hoffe, daß Du in Bälde schon einen Teil meiner weitläufigen Korrespondenz zu übernehmen imstande sein wirst!"

„Tausend Dank, lieber Oheim," erwiderte Bernhard, „für Ihre liebevolle Sorge für meine Zukunft; doch scheinen Sie zu übersehen, was die Rückkehr in die Heimat mir unmöglich macht."

„Lieber Neffe," entgegnete der Oheim, „Du gehst in Deinen Befürchtungen zu weit, denn die Gewißheit, daß Sandmann im Duelle geblieben, hast Du ja gar nicht. Nehmen wir lieber an, daß er schwer verwundet worden, nicht aber, daß er auf dem Platze geblieben ist. Um jedoch der peinlichen Ungewißheit Dich zu entreißen, werde ich keine Mühe scheuen, durch einen deutschen Geschäftsfreund den Verlauf des unglücklichen Vorfalles zu ermitteln. Inzwischen verscheuche Deinen Kummer, verlege Dich auf das Geschäft, zerstreue Dich mit der Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten in der Umgebung, was bei Deiner Vorliebe für Altertümer gewiß Interesse genug für Dich haben wird."

Gern kam Bernhard den Wünschen des Oheims nach. Er verlegte sich mit allem Fleiße auf das kaufmännische Fach und benützte seine freien Stunden dazu, mit Alexandrien, besonders mit den Ruinen der alten zerstörten Stadt, sich bekannt zu machen.

Die jetzige Stadt bot ihm nur wenig Merkwürdiges dar. Auf den öffentlichen Marktplätzen, in den Bazaren, waren je nach ihrem Werte gute und schlechte

Waren und Lebensmittel aller Art zum Verkaufe feil; zeitweise wimmelte es da von Menschen aller Art. Neger, Beduinen, Araber aus der Wüste, stolze Türken, arme, mit Lumpen bedeckte Fellahs, die eigentlichen Einwohner Ägyptens, Franken, dann Matrosen und Soldaten trieben sich da herum, teils mit Verkäufen oder Einkäufen beschäftigt, teils müßig umherlungernd. Nur selten sah Bernhard Frauen, und zudem gingen diese immer nur verschleiert aus. Der Sklavenmarkt, auf dem zur Schande der Humanität damals noch arme Neger als Ware feilgeboten wurden, ekelte ihn an, denn es war für ihn ein drückendes Gefühl, sehen zu müssen, wie ein Mensch den anderen feilbot und dessen gute Eigenschaften anpries, wie ein Kaufmann seine Ware, und wobei oft die Peitsche eine Rolle spielte, wenn der Betreffende sich etwas störrig zeigte, all seine angepriesenen Eigenschaften dem Käufer gegenüber zu beweisen. Am liebsten besuchte Bernhard die ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Pompejussäule, da er von dem Hügel aus, auf welchem sie steht, die ganze Stadt, den Hafen mit seinem Mastenwalde übersehen und weit hinaus in das Meer schauen konnte; er hatte von da aus auch den Blick auf den Nilkanal, den Mahmudiekanal, und auf die weithin sich ausdehnende Wüste. Die Pompejussäule selbst, dieses großartige Denkmal der Vorzeit, hat dreißig Fuß im Umfange, ist aus einem einzigen Stück roten Granit gehauen und mißt vom Boden bis zur Spitze über achtundachtzig Fuß. Sie wurde zu Ehren des Kaisers Diokletian im vierten Jahr-

hunderte nach Christus errichtet und macht wirklich einen großartigen Eindruck.

Auch zu den sogenannten Nadeln der Kleopatra begab sich Bernhard öfters. Es waren dies zwei Obelisken mit Geheimschrift oder Hieroglyphen bedeckt und ebenfalls aus ziegelrotem Granit gearbeitet, von denen jedoch nur mehr der eine mit einer Höhe von ungefähr siebzig Fuß stand, und der schon von weitem gesehen wurde. Sie wurden wahrscheinlich im sechzehnten Jahrhundert vor Christus errichtet und waren ursprünglich Zeichen für die Schiffer.

Von Interesse für ihn war auch die Stelle des Leuchtturms des Pharos, von dem Baumeister Sesostratos dreihundert Jahre vor Christus auf Befehl des Königs Ptolemäus erbaut, der aber von den Osmanen zerstört wurde und wo sich dann ein Kastell erhob, zu dem ein künstlicher, dreitausend Schritte langer Damm führt. Von dem Leuchtturme Pharos, der fünfhundert Fuß hoch gewesen sein soll, erzählen die alten Schriftsteller Wunderdinge; er gehörte zu den sieben Weltwundern und war aus weißem Marmor gebaut, prachtvoll mit Marmorsäulen verziert und von Galerien umgeben. Oben brannte nachts ein großes Feuer, welches den Schiffen auf viele Stunden weit sichtbar war. Eine große Brücke verband den Felsen, auf dem sich der Turm erhob, mit dem Lande.

Ein wehmütiges Gefühl über die Vergänglichkeit alles Irdischen beschlich Bernhards Herz, wenn er in den Ruinen des alten Alexandrien umherwandelte. Auf

dem ungeheuren Raume von einigen Stunden fand er abgebrochene Säulenstücke, unterirdische Gewölbe und andere von Sand überschüttete Spuren, welche auf die Pracht der ehemaligen Weltstadt schließen ließen. Ja, verschwunden ist das alte Alexandrien, das im Altertum an Luxus und Pracht mit dem heutigen Paris und London hätte wetteifern können; verschwunden sind die unzähligen Lustgärten, welche die ganze Stadt umgaben und sie zu einem Paradies machten. Nur noch ein Schatten der ehemaligen Größe ist geblieben: Ruinen lassen ahnen, daß das wahr sei, was die alten Schriftsteller von ihr erzählen.

Des Mitleids blieb Bernhard auch nicht bar. Dies erregten namentlich die Fellahs, deren Elend neben dem Glanze Alexandriens als ein entsetzliches zu bezeichnen ist. Ihre Wohnstätten verdienen nicht mehr den Namen einer Hütte, denn sie sind nur übelriechende, aus Lehm und Kot gebackene Erdlöcher von der Größe, daß man sie eher für den Aufenthalt von Tieren als von Menschen betrachten muß; sie sind ohne Fenster, ohne Thüren, ohne jegliche Einrichtung im Innern, enthalten nur Stroh und Schilf um sich zu lagern, das ganze Geräte ist ein Topf oder Krug — und das alles für eine ganze Familie. Bernhard pries das Los der Sklaven noch glücklicher als das dieser Erbarmungswürdigen.

Fast ein Jahr war ihm indes im Hause seines Oheims verstrichen. Drei Briefe hatte er an seine Mutter in Deutschland geschrieben und noch keiner war ihm beantwortet worden. Dies verursachte ihm großen

Kummer, den sein Oheim dadurch zu verscheuchen suchte, daß er ihn tröstete, es könnten ja gar leicht Briefe auch verloren gehen.

Geschäfte erheischten plötzlich eine Reise seines Oheims nach Kairo. Freudig vernahm Bernhard die Nachricht, daß er ihn dahin begleiten sollte. Auf einem kleinen ungefähr zwanzig Fuß langen Fahrzeuge mit einer engen Kajüte im Hinterteile fuhr man durch den oben erwähnten Kanal in den Nil und auf diesem dann nach der eigentlichen Hauptstadt Ägyptens. Die Fahrt war, insbesonders so lange es auf dem Kanal ging, nichts weniger als angenehm, denn die ganze Gegend war einförmig und öde, und die niederen Lehmhütten der armen Fellahdörfer ragten wie Kegel aus der Ebene empor. Nirgends sah man Bäume im Blätterschmucke, nirgends ein grünes Plätzchen. In den Dörfern herrschte, wie Banotti seinem Neffen erzählte, die größte Dürftigkeit. Der Boden, das Klima und der in Ägypten so viel geltende Nil sind noch so, wie zur Zeit der größten Blüte des Landes, aber die Menschen haben sich verändert und sind in Elend versunken. In dem so fruchtbaren Lande, das man sonst die Fruchtkammer Roms nannte, mangelt es nicht selten den armen Fellahs an Brot, und dieses ist meistenteils wieder nichts als ein elender, unschmackhafter Teigklumpen.

Merkwürdig war für Bernhard die Erscheinung einer Luftspiegelung. Es war gegen Mittag, als die ganze Gegend, soweit das Auge schauen konnte, überflutet zu sein schien, ja selbst die Dörfer spiegelten sich

in dem Wasser; doch sowie man näher kam, verschwand die Täuschung. In abenteuerlichen Bildungen wechselte die Zaubererscheinung. Blühende Gärten mit prächtigen Landhäusern, hohe Palmen zeigten sich und verschwanden wieder, sowie das Schiff sich näherte. Solche Luftspiegelungen sind in der Wüste häufig und täuschen die Reisenden nicht selten.

Auf der ganzen Reise, welche fünf Tage dauerte, mußte man teils im Schiffe, teils in dem mitgenommenen Zelte schlafen, denn eigentliche Herbergen oder Gasthäuser gab es in den armen Dörfern nicht. Dagegen bekam man in allen, selbst den schlechtesten Hütten, Kaffee, dieses Labsal der Araber. Indes fand Bernhard wenig Geschmack daran, da derselbe nicht, wie gewöhnlich in Europa bereitet war und mit dem Satze aus halben Eierschalen ähnlichen Tassen getrunken wurde.

Sobald man in den majestätisch dahin fließenden Nil gekommen war, änderte sich die Landschaft. Wohin man blickte, überall herrschte jetzt reges Treiben, überall sah man fleißige Menschen, welche den Boden bearbeiteten; den Pflug braucht man hier nicht. Dem Nil verdankt Ägypten heute noch, wie schon vordem seinen Reichtum an Früchten, denn durch das regelmäßige, alle Jahre sich wiederholende Austreten befeuchtet er nicht nur den Boden, sondern er trägt auch zu seiner Fruchtbarkeit am meisten dadurch bei, daß er einen sehr fetten Schlamm zurückläßt. Die Teile, welche die Überschwemmungen nicht erreichen, werden durch Gräben, in die durch Wasserräder noch wie in den früheren Jahrhun-

derten das Wasser aus dem Flusse gehoben wird, reichlich bewässert. Trefflich mundete Bernhard das Nilwasser, das, wie bekannt, wenn es geläutert ist, dem köstlichsten Quellwasser gleichkommt.

Man kam an die Stelle, wo der Nil sich teilt und das berühmte Delta bildet.

Vanotti zeigte von hier aus Bernhard das den Israeliten durch Joseph einst eingeräumte Land Gosen, welches sich am rechten Ufer des östlichen Flußarmes hinzieht. Doch welche Freude äußerte Bernhard erst, als er am nächsten Morgen von einer Anhöhe aus die Pyramiden sich erheben sah! Die aufgehende Sonne bestrahlte die Wunder der alten Baukunst, welche schon Abraham sahen und Moses, deren Höhe der Weltweise Thales maß, deren Pracht Herodot bewunderte, in deren Nähe Jesus als Kind mit seinen Eltern eine Zufluchtsstätte gefunden hatte! Je weiter man aufwärts kam, desto belebter wurde der Fluß. Prachtvolle Landhäuser und herrliche Gärten kündigten die Nähe Kairos an, von den orientalischen Dichtern „Blume der Wüste“ genannt.

In der Vorstadt Bulak, dem eigentlichen Hafenplatz von Kairo, bestiegen die Reisenden Esel und ritten der noch eine halbe Stunde entfernten Stadt zu. In Kairo erhielt Bernhard ein lebhaftes Bild des Orients. Ein wahres Gewühl von Menschen herrschte in den engen, aber reinlichen Straßen, deren Häuser mitunter so nahe aneinander liegen, daß man sich in den oberen Stockwerken die Hand reichen kann. Dadurch, daß das

obere Stockwerk immer über das untere etwas herausragt, machen die Häuser die Gassen finster; indes zieren auch ansehnliche Plätze und mehrere breite Straßen mit prächtigen Palästen die große Stadt, welche jetzt über eine halbe Million Einwohner zählen soll.

In Alexandrien, sowie in Kairo giebt es nach europäischer Art eingerichtete Gasthöfe und bewirtschaftet von Europäern. Vanotti nahm sein Absteigequartier in der Nähe eines der schönsten Plätze Kairos.

Bernhard konnte sich nicht satt sehen an all dem Neuen, das sich seinem Auge hier darbot. Tiere und Menschen lagerten da im Freien, arabische Kaufleute, Reiter zu Pferde und zu Esel galoppierten durch die Straßen mit ihren zahlreichen Läden, Buden und Werkstätten. Züge von Kamelen versperrten nicht selten den Weg, und selbst Offiziere auf schnaubenden Rossen mußten trotz aller Scheltworte harren, bis der Knäuel sich entwickelt hatte und wieder Platz wurde. An jeder Straßenecke standen Leute mit Eseln, welche hier die Stelle der Wägen vertreten, denn der Araber spannt nie ein Pferd ein, da die Lasten meistens auf Kamelen fortgeschafft werden. Man nimmt an, daß in Kairo immer an fünfzigtausend Esel zum Reiten bereit stehen.

Dem Kaufmann Vanotti ließen die vielen Geschäfte, welche er hier abzumachen hatte, wenig Zeit übrig, und es war ihm daher sehr lieb, daß ein Geschäftsfreund sich erbot, Bernhards Wißbegierde zu befriedigen. Am nächsten Tage schon wurde das Residenzschloß des Vicekönigs, bekannt als die Burg Pharos, besichtiget, doch

weder der Bau noch das Innere der Residenz des mächtigen Herrschers über Ägypten zog seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, als die herrliche Aussicht, welche man von hier aus genießt. Unten breitete sich die mächtige Hauptstadt aus, die von keiner anderen des Orients an Eigentümlichkeit übertroffen wird. Unzählige Minarets und Kuppeln — Kairo hat an vierhundert Moscheen, gegen vierzig Kirchen und viele Synagogen — überragten die flachen Hausdächer, welche, da fast die meisten Häuser nur ein Stockwerk aufgesetzt haben, schöne und eigentümliche Spaziergänge darbieten. Schimmerndes Gold wechselte ab mit feurigen Farben und bildete ein buntes Gemisch mit den in saftigem Grün prangenden Gärten, aus denen Palmen mit immer bewegten Blättern sich erhoben. Weithin sah man den Nil, der sich durch das reizende Thal gleich einem Silberbande wand, und dort, wo die Pyramiden hervorragten, Zeugnis gebend von längst verschwundenen wunderbaren Zeiten, dort lag weiß glänzend die Wüste, dort begann die schreckliche Sahara.

Die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge springt nirgends stärker in die Augen, als auf Ägyptens Boden. Von Memphis, der ehemaligen Hauptstadt der Pharaonen, deren Ruinen sich noch im zwölften Jahrhunderte in jeder Richtung hin eine halbe Tagreise weit erstreckten, kann man jetzt nicht einmal mehr mit Sicherheit die Lage bestimmen. Die Natur selbst trug viel zur Zerstörung der ehrwürdigen Überbleibsel einer so fernen, uns rätselhaften Zeit bei, denn Schlinggewächse aller

Art drangen in die engen Fugen ein und zersprengten sie. Auch die Überschwemmungen des Nils richteten ihre Zerstörungen an und vieles bedeckt der Flugsand, herangeweht aus der nahen Wüste.

So sehr Bernhard durch das rege Leben, welches in Kairo besonders in den Bazars herrschte, sich angezogen fühlte, so sehr sehnte er sich danach, die berühmten Pyramiden und die anderen Ruinen und ehrwürdigen Bruchstücke aus der Pharaonenzeit in der Nähe betrachten zu können. Schon nach Verlauf einiger Tage fand Bernhard Gelegenheit, mit mehreren Reisenden bekannt zu werden, welche die Pyramiden besuchen wollten. Er schloß sich ihnen an. Schon vor Tagesanbruch setzte sich die Reisegesellschaft, versehen mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen in Bewegung; zumeist bediente man sich kräftiger Esel zum Reiten.

Den Weg gegen Südwest verfolgend, kam man den kolossalen Denkmälern immer näher. Sie erschienen in dem Reflex der heißen Sonnenstrahlen von ferne weiß wie Schnee und so groß, daß das Bild, welches sich Bernhard von ihnen vorher gemacht hatte, weit zurückblieb hinter dem, was er vor sich hatte. Als die Gesellschaft am Fuße der Sandanhöhe, welche zur größten der Pyramiden, der Pyramide des Cheops, führt, angekommen war, setzte alle die immense Größe derselben nicht minder in Erstaunen, als die ungeheuern zu ihrem Bau verwendeten Massen. Jahrtausende stehen sie schon diese Kolosse und noch sind sie sozusagen unversehrt und ein bleibendes Rätsel für alle Zeiten. Die Spitze der be-

sagten Pyramide des Cheops ist abgetragen und bildet nun eine Fläche von ungefähr vierzig Fuß ins Gevierte. Mehrere Araber eilten herbei und boten sich der Gesellschaft als Führer an, und man begann auch, die Pyramide zu besteigen. Der stufenartige Weg war beschwerlich und ermüdend, dabei auch gefährlich, indem man auf den glatten Steinen leicht ausrutschte, doch half einer dem anderen und so gelangten alle vorwärts. Die, welche rascher vorwärts kamen und schon ziemlich hoch oben waren, erschienen den letzten ganz klein. Endlich kamen alle, nachdem man oft ausgeruht und Atem geschöpft hatte, auf dem Gipfel an. Napoleon, dieser gewaltige Geist, welcher hier am 21. Juli 1798 eine blutige Schlacht schlug, hat oben auf der schwindelnden Höhe mit einer Anzahl seiner Stabsoffiziere ein Frühstück gehalten!

Wahrhaft entzückend war die Aussicht! Eine Menge von Dörfern war wie hingesäet auf der großen Fläche, die sich bis an den Rand der Wüste erstreckte; dort lag Kairo in seiner Pracht und der Nil ließ sich bis in die weiteste Ferne verfolgen durch das herrliche Thal, das er bildete und das von Felsen eingefaßt war, so daß man glaubte, das Wasser fließe aus einem großen Behälter; zur Linken dehnten sich die endlosen mit weißem Flugsande bedeckten Ebenen und Hügel der Sahara aus. Von diesem hohen Standpunkte aus konnte man noch siebzehn teils größere, teils kleinere Pyramiden übersehen.

Nachdem jeder sich mit den heraufgebrachten Erfrischungen gestärkt hatte, trat man den Rückweg an,

der aber immerhin noch gefährlicher war als der Hinaufweg, da die Steine schon morsch, gespalten oder locker und abhängend sind, und ein Ausgleiten ein unaufhaltsames Hinabrollen zur Folge hätte. Es sind manche schon beim Abstieg verunglückt. Am Fuße der Pyramide angekommen, beschloß die Gesellschaft, nach einiger Ruhe das Innere derselben noch zu besichtigen. Nachdem die mitgebrachten Wachskerzen angezündet waren, stieg man in den dunklen Schlund hinab.

Doch das Innere des gewaltigen Baues entsprach keineswegs den Erwartungen. Man mußte durch mehrere Gänge sich hindurchwinden und erst nach vielen Beschwerden kam man in eine Anzahl Gemächer, deren Wände von großen, vom Fackelrauche geschwärzten Granitstücken so künstlich und genau zusammengefügt sind, daß es unmöglich ist, in die Fugen mit einem Messer einzudringen. In dem Hauptgemache sah man einen Sarkophag, aus einem Granitblocke gehauen und auf einem in den Boden gemauerten Piedestale — er wird Pharaos Sarg genannt und ist wahrscheinlich das Heiligtum, dem der ganze ungeheure Bau galt. Was bezweckten die Erbauer mit diesen Steinmassen? fragt man sich. Man kann wohl nichts anderes antworten, als daß diese Steinmassen gigantische Grabstätten von Menschen seien, welche, im Leben von Macht und Glanz umgeben, eben so hoch und stolz und kalt auf ihre Mitmenschen herabsahen, wie noch jetzt ihre Gruftkolosse auf die niederen Grabhügel ihrer Staubgefährten niederschauen, denn die ganze Gegend, in welcher die Pyramiden stehen, scheint in

alter Zeit ein ungeheurer Totenacker gewesen zu sein, da sie teils mit in Felsen gehauenen Grüften, teils mit pyramidenförmigen Erhöhungen bedeckt ist. Aus diesen Grüften ziehen noch heutigen Tages die Araber häufig Mumien von Menschen hervor.

Ein europäischer Arzt, der in ägyptischen Diensten stand und die Reisegesellschaft von Kairo aus begleitet hatte, erzählte manches Merkwürdige von diesen Pyramiden, was man in den Schriften der Alten noch aufgezeichnet findet. So sagte er von der Pyramide, welche die Gesellschaft bestiegen hatte und in deren Inneres sie gedrungen war, daß sie vom Könige Cheops 1083 vor Christus erbaut worden sei. „Jede Seite ihrer Grundfläche,“ führte er an, „ist über siebenhundert Fuß lang, mithin nimmt die Grundfläche einen Raum von beinahe fünfhundertausend Quadratfuß ein. Die Höhe beträgt nach den neueren Messungen jetzt vierhundert achtundsechzig Fuß, soll aber im Altertum an achthundert Fuß betragen haben. Nach dem Geschichtschreiber Herodot, geboren um das Jahr 484 v. Chr., wurden die Steine, aus welchen dieser mit seinen Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtete Koloß gebaut ist, von der Küste des Roten Meeres zum Nile geschafft und von da durch Kanäle an den Ort, wo er steht, gebracht. Das Herbeischaffen der Steine konnte nur während der Überschwemmung durch den Nil geschehen und es sollen damit zehn Jahre hindurch in jedem Jahre drei Monate hunderttausend Menschen beschäftigt gewesen sein. Der Bau selbst wurde von dreihundert sechzig-

tausend Menschen in zwanzig Jahren vollendet.“ Ägypten muß also damals ungemein bevölkert gewesen sein, sonst wäre es nicht möglich gewesen, so viele Jahre eine solche Masse von Menschen zum Baue einer einzigen Pyramide zu verwenden. Und wie viele Menschenleben, wie viele Tonnen Goldes mögen sie gekostet haben? fragt man sich wieder.

„Was haben sie der Welt genützt und was für ein Zeugnis geben sie?“ fragte sich Bernhard. Und er antwortete sich: „Sie zeugen von der Tyrannei, von dem Hochmute, von der Thorheit und den Lastern ihrer Erbauer, deren Gebeine des Rächers Hand sie ihres Schmuckes durch Räuberhände entblößen, aus ihren fest ummauerten Särgen reißen und in den Sand der Wüste schleudern ließ. Diese Denkmäler sind zu Denkmälern der strafenden Gerechtigkeit Gottes geworden!“

Wunderbar, wie alles, was man von den Denkmälern der alten Ägyptier noch findet, ist auch vorzugsweise die Sphinx, die ungefähr dreihundert Schritte von der zweiten Pyramide zu Gizeh entfernt liegt. Bernhards Reisegesellschaft wendete sich dahin, um diese Riesenfigur zu schauen. Wie ein riesiger Bewohner der Meerestiefe aus dem Grunde des Meeres emportaucht und die eine Hälfte seines Leibes über die Wasser hebt, während die andere noch von den Wellen bedeckt bleibt, so taucht die Sphinx aus dem Sande der Wüste empor, nur bis an die Schultern sichtbar, alles übrige ist vom Sande verschüttet. Der Kopf dieser Riesenfigur mißt vom Scheitel bis zum Kinne an dreißig Fuß und stellt

den eines weiblichen Wesens dar; der ganze Umfang des Kopfes beträgt nach Plinius hundertzwei Fuß. Die ganze Figur ist aus lebendigem roten Felsstück gehauen und, wie man durch Nachgrabungen erforscht hat, gegen siebzig Fuß mit Sand bedeckt, der alle näheren Nachforschungen zu nichte machte, da der Wind jedesmal die mühsam ausgegrabenen Stellen sogleich wieder damit überschüttet. Nach Schätzungen beträgt die Länge des Unterleibes, der die Form eines mit vorgestreckten Tatzen liegenden Löwens hat, gegen hundertfünfzig Fuß und hat von der Brust bis zum Scheitel die Gestalt eines Menschen und zwar, wie schon erwähnt, eines Weibes.

Das Gesicht der Sphinx blickt ernst und ruhig gegen Osten — nach der Quelle des Lichtes und kann so als ein schönes Symbol jener nach höherer Erkenntnis strebenden Zeit genommen werden. Die Sphinxe waren übrigens Sinnbilder der Stärke und Weisheit. — —

Nach Kairo zurückgekehrt, erfuhr Bernhard zu seiner größten Freude, daß eingetretene Verhältnisse den Oheim zwangen, in einigen Tagen nach Suez am Roten Meere abzureisen, und daß er diese Gelegenheit benützen wolle, um den Berg Sinai zu besuchen. Die Tage bis zur Abreise benützte Bernhard, sich mit Kairo mehr bekannt zu machen. Jeder Schritt zeigte ihm wieder neue Scenen. Unter anderem besuchte er auch noch ein türkisches Kaffeehaus, in welchem viele Muselmänner ihr unentbehrliches Labsal, den Kaffee, schlürften. Alle saßen mit übereinander geschlagenen Beinen auf Polstern an den Wänden

des hübsch dekorierten Zimmers und hörten, aus ihren langen Pfeifen behaglich schmauchend, einem in ihrer Mitte stehenden Manne zu, der unter Gestikulationen und Grimassen Märchen erzählte, eine Sitte, welche im Morgenlande die gewöhnliche Unterhaltung bildet. Obwohl Bernhard der arabischen Sprache zu wenig mächtig war, als daß er den schnell sprechenden Erzähler hätte verstehen können, so belustigte er ihn doch nicht minder, als die Muselmänner, welche den Eifer desselben dadurch anfachten, daß sie ihm, sobald er etwas recht gut gemacht, kleine Münzen zuwarfen, welche jener sorgfältig aufhob und einsteckte. Beim Erzählen ahmte er alle Stimmen nach, wie es das Märchen erforderte; bald schrie er wie ein Kind, das Schläge bekömmt, bald zankte er sich wie ein Mann und ein Weib; bald wieder ahmte er ein wieherndes Pferd nach, während gleich darauf verschiedene andere Tiere ein Geschrei erhoben. Die Erzählung mochte den Zuhörern wohl recht gefallen, denn das ernsthafteste Gesicht mancher verzog sich zum Lachen.

Außer dem Kaffee gab es hier auch Sorbet, ein kühlendes Getränke, welches die Orientalen auf die verschiedenste Art zuzubereiten wissen. An Süßigkeiten, köstlich eingemachten Früchten, wohlriechenden Wassern war auch kein Mangel.

Die Neugierde trieb Bernhard auch an, noch eine der vorhandenen Badeanstalten zu besuchen; aber der Besuch reute ihn so, daß er bei noch längerem Aufenthalte in Kairo ihn nicht mehr wiederholt haben würde. Er wurde von den Badewärtern in eine heiße Badestube

geführt und seine Glieder wurden von den groben Fäusten derselben so geknetet, daß er glaubte, sie müßten aus ihrer natürlichen Lage kommen. Zum Schlusse übergossen sie ihn mit eiskaltem Wasser, und er war herzlich froh, als er entlassen wurde.

Am Tage vor der Abreise besuchte Bernhard nochmals die verschiedenen christlichen Kirchen Kairos und verrichtete namentlich in der Franziskanerkirche seine herzinnige Andacht.

Drittes Kapitel.

Auf den Sinai und nach Jerusalem.

Der zur Abreise bestimmte Tag war gekommen. Noch ehe er recht graute, fanden sich schon die gedungenen Araber mit den Kamelen ein, welche bestimmt waren, die Reisenden und deren Gepäck zu tragen. Gehorsam dem Rufe ihrer Treiber legten sich die Tiere nieder und sobald sie beladen und ihre Sättel besetzt waren, erhoben sie sich wieder. Der Zug, dem sich noch mehrere Reisende, welche zum Teil den Sinai besuchen, zum Teil nach einem der Häfen des Roten Meeres gelangen wollten, um von da auf dem kürzeren Wege nach Ostindien sich einzuschiffen, angeschlossen hatten, brach nun auf.

Da die Hitze drückend und der Staub und Sand große Beschwerlichkeiten verursachte, so wurde während der Mittagsstunden unter den schnell aufgeschlagenen

Zelten Rast gemacht und nur morgens und abends zog man weiter. Bernhard fand während der Reise Gelegenheit genug, das Kamel, dieses dem Araber so nützliche und unentbehrliche Tier, zu beobachten. Nicht mit Unrecht nennen es die orientalischen Dichter „Schiff der Wüste“; denn ohne seine Beihilfe wäre das Reisen in den Wüsten wohl ganz unmöglich. — Wollten die Kamele, welche an einem Tage wohl über zwölf Stunden zurücklegten und sich dabei mit elendem stachlichtem Futter begnügten, das die Wüste ihnen bot, nicht mehr recht ausschreiten, so nahm ein Araber eine Rohrpfeife zur Hand, und lustige Weisen darauf spielend bewirkte er, daß die Tiere ihre Müdigkeit gleichsam vergaßen und wieder munter vorwärts trabten, den Eseln nach, welche mit Glöckchen um den Hals ausdauernd den Zug anführten. Sobald man sich lagerte, wurden Zelte aufgeschlagen, den Kamelen das Gepäck abgenommen, Teppiche zum Nachtlager ausgebreitet und zur Zubereitung der Abendmahlzeit geschritten. Die Nachtruhe wurde nicht selten von Schakalen durch ihr furchtbares Geheul gestört; selbst die Hunde konnten die unverschämten Bestien nicht vertreiben, und nur einige wohlgezielte Schüsse der ausgestellten Wachen verscheuchten die zudringlichen Tiere.

Bernhard benützte meist einen Esel. Einige Male versuchte er es zwar, auf einem Kamele zu reiten, aber er konnte es nur kurze Zeit aushalten, denn das anhaltende Schaukeln und der eigentümliche Gang des Tieres — der sogenannte Paßschritt — machten das Reiten

auf den breiten Schultern und dem diesen angepaßten Sattel sehr beschwerlich. Endlich am vierten Tage nach der Abreise von Kairo sah man das damals kleine unansehnliche Städtchen Suez und das Rote Meer, das jetzt durch den berühmten Suezkanal mit dem Mittelländischen Meere verbunden ist.

Nachdem die wichtigsten Geschäfte Vanottis abgemacht waren, stand der Ausführung des Planes, den Sinai zu besuchen, nichts mehr im Wege.

Hier, wo jetzt Bernhard sich befand, war es, wo ehedem Moses, der Mann Gottes, durch die sich verengenden Meerbusen die Kinder Israels trockenen Fußes hindurch führte und an dieser Stelle ging Pharao mit sechshundert Wägen und seinem ganzen Kriegsvolke zu Grunde. Hier ist die Grenze zwischen zwei Weltteilen, zwischen Asien und Afrika; jenseits des engen Meerbusens und des Roten Meeres liegt Arabien. An den „Quellen des Moses" oder dem Mosesbrunnen, welchen einst der weise Gesetzgeber seinem murrenden Volke aus dem Felsen auf des Herrn Befehl springen ließ, machte man Halt. Das Wasser desselben holen die Umwohner auf viele Stunden weit, da es in der ganzen Gegend kein süßes Wasser giebt. Bernhard bewunderte den Instinkt der Kamele, welche schon in ziemlicher Entfernung die Quellen witterten, ihren schlanken Hals weit ausstreckend die Luft mit der Nase einsogen, und rasch, ohne mehr auf den Ruf der Führer zu achten, dem Wasser zuliefen. Sie nahmen eine ungeheure Menge davon zu sich, wogegen sie aber erst in fünf Tagen wieder frisches

Wasser bekamen. Diese Tiere können aber noch länger, bisweilen selbst acht Tage, ohne Wasser sein.

Der Weg wurde jetzt mitunter sehr beschwerlich, nur hie und da zeigten sich Oasen, d. h. fruchtbare, mit herrlichem Rasenboden bedeckte Stellen, auf denen Palmen mit ihren großen Blättern die von Beduinen bewohnten Hütten beschatteten. Nackte Felsen zwängten zuweilen den Weg so ein, daß die Kamele nur einzeln gehen konnten; dann wieder dehnte sich die Wüste zu unabsehbarer Fläche aus. Scharen von flüchtigen Antilopen rannten über den glänzenden gelben Sandboden dahin.

So oft Bernhard seine lechzende Zunge durch das in Schläuchen aufbewahrte, ganz lauwarme Wasser kühlen wollte, erinnerte er sich lebhaft an das herrlich erquickende Wasser am Brunnen vor dem heimatlichen Hause. Eine Flasche des herrlichsten Weines hätte er für einen Schluck jenes Wassers hingegeben.

Endlich näherte man sich dem Reiseziel. Es war gegen Abend, als der Zug um einen Felsen bog und die Führer ausriefen: „Siehe da, der Berg Moses!" — Groß und hehr stieg der gewaltige Berg empor bis zu den Wolken; erreicht war das ersehnte Ziel! Das war der Berg, auf welchen sich der Mann Gottes zurückzog, um den Herrn, den gewaltigen Jehovah, vorübergehen zu sehen im heiligen Schauer, und um die ewigen Gesetze zu empfangen. Der Berg Gottes, wie ihn die heilige Schrift nennt, scheidet sich in zwei Spitzen, von denen die eine der eigentliche Sinai ist, die andere Horeb heißt.

Der Sinai hat nach den neueren Messungen eine Höhe von ungefähr achttausend Fuß. Zwischen wilden Felsen liegt das berühmte griechische Kloster, das seinem Aussehen nach mehr einer Festung als dem friedlichen Aufenthalte von Geistlichen gleicht. Als die Karawane an der Mauer angelangt war, wurden die Reisenden mittelst eines Flaschenzuges vierzig Fuß hoch hinaufgezogen, denn ein Thor hatte das Kloster deshalb nicht, um den räuberischen Beduinen alle Gelegenheit zum Einbruche abzuschneiden. Freundlich bewillkommten die Mönche die Ankommenden und führten sie in Zellen, in denen sie ihre Gäste nach Kräften bewirten ließen. Die arabischen Führer lagerten sich mit ihren Tieren am Fuße der Mauer. Das Kloster, das die Reisenden bald nach ihrer Ankunft noch besichtigten, soll von der Mutter des Kaisers Konstantin des Großen, der heiligen Helena, gegründet worden sein, und ist folglich über fünfzehnhundert Jahre alt.

Einen erhabenen Eindruck machte auf Bernhard die mit prächtigen Säulen geschmückte Kirche, deren Altäre von Gold und feiner eingelegter Perlmutterarbeit erglänzte und die durch unzählige Lampen erleuchtet war. Alle wurden tief ergriffen, als bei dem mitternächtigen Gottesdienste die feierlichen Töne der Orgel durch die Kirche hallten. Die Mönche betraten die heilige Stätte barfuß und hatten auch die dem Gottesdienste Beiwohnenden gebeten, sich der Schuhe zu entledigen. Über der Stelle, wo der Herr dem die Schafe hütenden Moses den Auftrag gab, die Kinder Israels aus der

Knechtschaft zu befreien und in das gelobte Land zu führen, ist eine kleine Kapelle erbaut, und der Platz, wo der feurige Busch gestanden haben soll, ist mit einer silbernen Platte bedeckt und von vielen Lampen beleuchtet.

In Begleitung eines Mönches bestiegen des anderen Tages die Reisenden den Gipfel des heiligen Berges, den man nach Überwindung von mancherlei Beschwerden erreichte. Doch war die Aussicht wegen der umliegenden Höhen sehr beschränkt, indes entschädigte dafür der Gedanke, an der Stelle zu weilen, wo Moses von Gott die Gesetztafeln erhielt. Zwei Kapellen zieren die Spitze des Sinai; die eine ist der Andacht der Christen geweiht, die andere besuchen Mohammedaner. Das Herabsteigen war sehr beschwerlich und alle waren froh, als sie das gastliche Kloster wieder erreicht hatten. Dieses einsam dastehende Gebäude bietet außer seiner Lage gerade nichts Merkwürdiges dar. Einer der schönsten Plätze ist der Garten des Klosters. In ihm gedeihen eine Menge edler Früchte und herrliche Gemüse, prächtige Palmen gewähren angenehmen Schatten, sprudelnde Quellen willkommene Labung.

Schon am Tage nach der Ankunft fühlte sich Bernhards Oheim unpäßlich, und es stellte sich wahrscheinlich infolge der Beschwerden der Reise durch die Wüste ein Fieber ein, das um so hartnäckiger anhielt, da die Lage des Klosters eine nicht besonders gesunde und die Sonne wegen der nahen hohen Berge täglich nur einige Stunden während der Mittagszeit ihre belebenden Strahlen über dasselbe sendet.

Vierzehn Tage waren bereits verstrichen und Vanotti wollte jetzt trotz der noch andauernden Krankheit seine Rückreise nicht länger mehr verschieben. Alle Mönche des Klosters bezeigten ihm ihre aufrichtige Teilnahme und ließen nichts unversucht, das Fieber zu heben und ihm die baldige Abreise zu ermöglichen. Endlich glaubte sich Vanotti so hergestellt, um ohne Gefahr den Rückweg antreten zu können. Die gastfreundlichen Mönche wiesen jede Entschädigung zurück, trafen noch alle Vorsorge für die Reise und versicherten Vanotti beim Abschiede, ihn täglich in ihr Gebet einzuschließen, daß ihm Gott die völlige Gesundheit wieder geben möge. Eine Karawane, die auf ihrem Zuge nach Jerusalem ebenfalls die Kirche und das Kloster des Berges Sinai besuchte, hatte den Wunsch in Bernhards Herzen rege gemacht, sich mit Erlaubnis seines Oheims dieser anschließen zu dürfen. „Ja, nach Jerusalem, der heiligen Stadt!" rief es in seinem Innern. „Dort will ich an heiliger Stätte zu dem Allmächtigen für Mutter und Oheim flehen. Als Pilger, wie vor Zeiten die frommen Gläubigen, will ich hinziehen, und Gott, mein Vater, der seinen Eingeborenen für die Erlösung der Menschheit hingab, wird mein Gebet erhören!"

Vanotti erteilte mit Freuden Bernhard die Erlaubnis. Dieser begleitete den Oheim noch eine Tagesreise weit und verabschiedete sich dann mit dem Versprechen, sobald er in Jerusalem angekommen sei, es ihm mitteilen zu wollen. Mit Thränen in den Augen schieden beide. Vanotti zog hin nach Kairo, Bernhard kehrte zurück in

das Kloster, um sich des anderen Tages auf den Weg nach Jerusalem zu machen.

Die Karawane, der sich Bernhard angeschlossen, nahm ihren Weg durch den Teil Arabiens, der unter dem Namen das steinige Arabien oder Hedschas bekannt und zunächst der Küstenstrich am Roten Meere ist. Diese Gegenden waren einst der Aufenthalt der Israeliten während der vierzig Jahre vor der Besitznahme des Landes Kanaan.

Das Reisen in der Wüste ist außer den damit verbundenen Gefahren und Beschwerden höchst langweilig. Nichts unterbricht die unermeßliche einförmige Fläche, als zuweilen aufgehäufte Sandberge und kahle graue Felsenmassen. Kein Baum gewährt Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen; keinen Tropfen Wasser findet der, welcher seinen Vorrat verbraucht hat und in dessen Schläuchen das unentbehrlichste aller Bedürfnisse ausgegangen ist. Die Stille der Wüste unterbricht nichts als das Geheul der Schakale, welche die verschmachteten und verendeten Tiere verzehren; Gerippe und Knochen von Menschen und Tieren bezeichnen die Straße; gebleicht von den Sonnenstrahlen liegen sie da und verwittern nicht in der sich immer gleich heißen Luft.

Nur einige Male traf die Karawane mit einzelnen Beduinenhorden zusammen, auch eilten hie und da Kuriere, welche auf flüchtigen Dromedaren ganz Arabien durchzogen, an ihnen vorbei. Allmählich war man an das Ende der Wüste gelangt, der felsige Weg verlor sich, und bald sah man, wenn auch noch in weiter Ent-

fernung, die Berge Israels, welche in einer langen Kette gegen das steinige Arabien sich hinziehen. Der Weg selbst wurde jetzt angenehmer, denn man hatte bis daher nur unabsehbare Sandflächen, hie und da unterbrochen durch Sandhügel und einzelne hervorragende Felsenmassen, durchziehen müssen, während nun der Boden wieder bewachsen war mit frischem Grün, hohe und niedere Sträucher, saftige Kräuter denselben bedeckten und die mannigfaltigsten Blumen die Luft mit ihrem erquickenden Dufte erfüllten. Aber nur im Frühjahre, das hier im Februar schon beginnt, zur Zeit, wo das Regenwasser sich verlaufen hat, prangt hier in diesen einsamen Gegenden ein Blumenflor, im eigentlichen Sommer ist alles erstorben von der glühenden Sonnenhitze.

Nach längerem Zuge noch durch die Ebene und nach Uberschreitung einer hohen Bergkette, that sich ein weites Thal auf: das einst von den Philistern innegehabte Thal von Gaza. In der Nähe der in der heiligen Schrift so oft erwähnten Stadt Gaza schlug die Karawane ihr Nachtlager auf. Das Gemüt eines jeden war jetzt freudiger gestimmt und es war auch die ganze Gegend und alles dazu angethan, zur Freude zu stimmen.

Bernhard stand nun auf dem Boden des Landes der Wunder, des Landes der heiligen Schrift, dem der Segen des Herrn so reichlich zu teil wurde, in dem das Christentum als kleines Samenkorn keimte, das nun zu einem großen Baume emporgewachsen ist, unter dessen segensvollem Schatten so viele Millionen Menschen Ruhe und Erquickung fanden und noch finden.

Am nächsten Tage zog die Karawane ein in die Thore der alten Stadt Gaza, welche jetzt den Namen Guzzeh (Ghaseh) führt und zu Salomons Zeiten an der Grenze des Königreiches lag. Man hielt sich jedoch nicht lange in ihr auf, da sie außer Ruinen nichts Merkwürdiges bietet. Auf der Straße nach Ramlah, dem nächsten Reiseziel, verloren sich allmählich die Spuren der Wüste, auf den Wiesen weidete schönes Vieh und auf den Feldern arbeiteten Landleute. Der Weg zog sich bald über Hügel, bald durch fruchtbare Ebenen hin. Die Stadt Ramlah, das alte Arimathia, von der man fünf Stunden nach Jaffa (Joppe) und an das Meer, sowie neun Stunden nach Jerusalem zählt, liegt in der lieblichen Ebene Saron. Schon die heilige Schrift gedenkt der Schönheit und der Fruchtbarkeit Sarons und auch jetzt noch gleicht das Thal einem Garten. In Ramlah, in dessen Mauern Joseph von Arimathia wohnte, der den Herrn begrub, fanden die christlichen Reisenden in dem Franziskanerkloster gastfreundliche Aufnahme. Nach Anhörung der heiligen Messe, welche ein ehrwürdiger, schon neunzigjähriger Greis las, brach der Zug des anderen Tages, geleitet von einem arabischen Diener der Väter zu Ramlah, wieder auf. Der Weg nach Jerusalem führte zuerst durch fruchtbares Land, doch bald lag die reizende Ebene Saron hinter der Karawane und die Gebirgsgegend begann; es erhoben sich Berge, die immer höher und höher wurden. Nicht weit vom Anfange des Gebirges liegt Emmaus. Bei den jetzigen Ruinen der schönen Kirche, welche an der Stelle des

Hauses erbaut worden war, wo der Herr den beiden Jüngern das Brot brach, lagerten sich die Reisenden und verrichteten da ihr Gebet. Immer schwieriger wurde von da an der Weg, je weiter man vorrückte, bis man endlich den Gipfel der Bergkette erreichte, welche die berühmte Stadt gleichsam von der übrigen Welt abzuschneiden scheint, und das Auge die hohen Türme und Mauern, die Kuppeln und Minarets von Jerusalem erblickte.

Mit einem freudigen Ausrufe begrüßten alle die Stadt, und mit Dank zu Gott, daß er sie so glücklich das Ziel ihrer Unternehmung hatte erreichen lassen, näherten sie sich der heiligen Stadt. Wunderbare Gefühle stiegen besonders in Bernhards Brust auf, als er Jerusalem vor sich erblickte. Vergessen waren in diesem Augenblicke aller Kummer, alle ausgestandenen Gefahren. Nachdem er in stillem Gebete Gott dem Allmächtigen für seine wunderbare Führung gedankt, den Oheim seiner Vaterhuld empfohlen und der geliebten Mutter in der weit entfernten Heimat gedacht hatte, fühlte er sich gestärkt und beruhigt durch den Glauben an Gott, und sah hin auf Jerusalem, die heilige Stadt, in welcher der Heiland auch für ihn gelitten hatte, auch für ihn gestorben war. Wehmut erfüllte sein Herz, als er auf die Stadt hinblickte, die ein so lautsprechendes Zeugnis giebt, daß alles Irdische vergänglich ist. Die Weissagung des Herrn:

„Es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall um dich her aufwerfen, dich

ringsum einschließen und von allen Seiten ängstigen werden; ja der Erde werden sie dich gleich machen, dich und deine Kinder in dir; keinen Stein werden sie auf dem anderen lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht wahrgenommen hast!"

hatte sich erfüllt, das strafwürdige Jerusalem, das den wahren Messias nicht erkennen wollte und durch einen Gottesmord sich für alle Zeiten der Gnade unwürdig gemacht hatte, erfuhr kurze Zeit nach des Heilands Tod eine Zerstörung, wie die Geschichte nur wenige aufzählt.

Mit unbedecktem Haupte und laut betend betraten die Pilger die heilige Stadt; durch einige Straßen geleitete sie der Führer, den sie aus Ramlah mitgenommen hatten, in das Kloster der würdigen Wächter und Hüter des heiligen Grabes, nach St. Salvator. Es ist mit festen Mauern und Türmen versehen, um sich gegen die ersten Anläufe einer unruhigen Masse zu schützen, was bei den unduldsamen, dem Mohammedanismus streng ergebenen Einwohnern gerade nicht unnötig erscheint, und auch schon mehrere Male erregten sie bedeutende Unruhen gegen die friedlichen Christen.

Kaum waren die Pilger im Klosterhofe angelangt, als ein durch Aussehen und Alter ehrwürdiger Priester erschien, um die Ankömmlinge in ein zunächst dem Kloster gelegenes Haus, das sogenannte Pilgerhaus oder neue Haus (la casa nuova) zu führen und nachdem er sie noch einmal im Namen des Klosters freundlich willkommen geheißen hatte, jedem einzelnen eine kleine Zelle als Schlafgemach anzuweisen. Die Väter des heiligen Franziskus nehmen

alle christlichen Pilger und Reisende ohne Unterschied der Konfession, mit Ausnahme der Griechen und Armenier, welche in ihren religionsverwandten Klöstern Aufnahme finden, auf; über ihre ausgezeichnete Gastfreundschaft herrscht nur Eine Stimme. Außerdem scheuen die allgemein verehrten Mönche keine Gefahren, keine Mühe, kein Opfer im Dienste der heiligen Religion.

In der Nähe der heiligen, durch die hochwichtigsten Begebenheiten denkwürdigen Orte litt es Bernhard nicht lange in der Zelle. Von dem gefälligen Franziskanerpater wurde er eingeladen, ihm auf die Terrasse des Klosters zu folgen, um von da aus einen Überblick über die Stadt und deren nächste Umgebung zu haben. Mit Freuden nahm Bernhard das Anerbieten an und begab sich mit ihm auf die Terrasse. Über die Gebäude Jerusalems, über ihre Minarets, Kuppeln und Dattelbäume ging eben die Sonne prachtvoll unter und goß ihren Glanz über die Stadt aus. In nicht gar weiter Entfernung vom Kloster sah Bernhard die Kirche des heiligen Grabes mit ihrer doppelten Kuppelwölbung sich erheben. Gegen Süden erhob sich auf dem Hügel oder Berge Moria, auf dem einst der Erzvater Abraham seinen Sohn opfern wollte und später Salomons prachtvoller Tempel stand, in welchem Jesus so oft lehrte — die berühmte Moschee Sackhara oder die Omarmoschee, in die keinem Christen der Eingang gestattet war; nicht einmal der Vorhof durfte betreten werden — unter Todesstrafe. Die Türken glauben nämlich, daß ein Christ, käme er in diesen Tempel, alles von Gott er-

bitten könne, selbst die Verjagung der Türken aus Jerusalem. Die Moschee erbaute der Kalife Omar, sie wurde später in eine christliche Kirche umgewandelt, aber der Saracene Saladin stellte sie wieder her und ließ ihre durch Christen profanierten Mauern mit Rosenwasser waschen. — Gegen Osten lag der Ölberg, weiter unten Gethsemane; auf einem fernen Bergrücken sah man das Kloster St. Johann.

Wohin Bernhard sein Auge wandte, überall zeigten sich ihm Stellen, berühmt durch die heilige Geschichte, bekannt durch eine denkwürdige That. Eine Menge Erinnerungen tauchten in ihm auf; alles das, wovon er in der Jugend in der Schule gehört, konnte er jetzt selbst sehen; es kam ihn eine Sehnsucht an, da überall umher zu wandeln, wo der, welcher allen Menschen als ewiges Vorbild der Tugend und Wahrheit leuchtet, einst lehrte und den qualvollsten Tod litt.

Der Aufenthalt auf der Terrasse des Klosters war um so angenehmer, als die drückende Hitze des Tages einer angenehmen Kühle gewichen war; auch die Unterhaltung mit Pater Anselm, so war dessen Klostername, verschönerte denselben; der Pater war in der Geschichte Jerusalems sehr erfahren und es machte ihm stets großes Vergnügen, wenn das Gespräch auf Jerusalems Schicksale sich lenkte, alles das mitzuteilen, was er wußte.

Beide setzten sich und Pater Anselm hatte an Bernhard einen sehr aufmerksamen Zuhörer.

„Die Geschichte Jerusalems,“ begann er, „verliert

sich in das graueste Altertum. Ein Zeitgenosse Abrahams, der Hohepriester Melchisedech, gründete es im Jahre der Welt 2023, und nannte es Salem, d. h. Friede. Damals umfaßte es nur die zwei Hügel Moria und Akra. Fünfzig Jahre nach der Gründung wurde es von den Jebusiten, einem kanaanitischen Stamme, erobert, welche den Hügel oder Berg Sion befestigten und auf ihm die Burg „Jebus" erbauten. Aus den beiden Namen „Jebus" und „Salem" entstand dann in der Folge der Name „Jerusalem", d. i. die Wohnung des Friedens.

An fünfhundert Jahre verfloßen für Jerusalem in Frieden, bis Josua, der das gelobte Land eroberte, im Jahre 1500 v. Chr. der unteren Stadt sich bemächtigte, die Jebusaner aus derselben vertrieb und ihren König tötete; die Jebusiten blieben jedoch Herren der oberen Stadt und der Burg Jebus, aus welcher sie erst durch David vertrieben wurden. Dieser König legte großartige Festungswerke an, gab der Burg seinen Namen, zierte sie mit einem herrlichen Palaste und stellte auch die Bundeslade hier auf. Diese wurde in einem dunkeln, durch keinen Lichtstrahl erleuchteten Gemache, heiliges Gezelt genannt, aufbewahrt, während das ganze Gebäude selbst, das hierfür erbaut worden war, an Pracht von außen nichts zu wünschen übrig ließ.

Unter der Regierung Davids und seines Sohnes Salomon gewann die Stadt an Größe und Schönheit ungemein. Die Hauptzierde Jerusalems und des ganzen Landes aber wurde der weltberühmte Tempel Salomons,

erbaut auf dem Hügel Moria und als ein Werk einzig in seiner Art auf dem ganzen Erdkreise dastehend. Im friedlichen Besitze des durch seinen Vater erweiterten und befestigten Reiches verfiel aber Salomon in Üppigkeit, zu deren Befriedigung dem Volke ungeheuere Lasten aufgelegt wurden. Das Volk murrte, zahlte aber, bis Rehobaam mit der „Skorpionenpeitsche" drohte. Zehn Stämme fielen vom Hause Davids ab, das Reich ward geschwächt und ging seinem Untergange entgegen.

Fünf Jahre nach Salomons Tode wurde Jerusalem vom ägyptischen Könige Sesak erobert und geplündert; hundertfünfzig Jahre später erfuhr es dasselbe Schicksal durch Jeas, den König Israels. Siebzig Jahre später rückten die Assyrier vor die Stadt, welche Manasses, den König von Juda, gefangen nach Babylon führten. Endlich wurde Jerusalem unter der Regierung des Sedezias durch den Chaldäerfürsten Nebukadnezar, die „Geißel Gottes" genannt, von Grund aus zerstört, der Tempel verbrannt und alles Gold, Silber und Erz desselben eine Beute des Siegers; was das Schwert verschonte, wurde in die Gefangenschaft abgeführt.

Salomons Tempel stand vierhundertsiebzig Jahre, zehn Monate und zehn Tage; er ward vernichtet im Jahre der Welt 3513, ungefähr sechshundert Jahre vor Christus.

Öde und wüst war nun das Land und erfüllt hatten sich des Propheten Worte: „Gepflügt wird Sion gleich einem Felde, zum Steinhaufen wird Jerusalem, und der Berg des Tempels zur Waldhöhe." Auf dem

Schutte Jerusalems saß Jeremias, der große Prophet, thränenden Auges und sang seine Klagelieder.

Die Zeit der siebzigjährigen Gefangenschaft erfüllte sich und mit ihr auch das Wort des Herrn. Cyrus, der den persischen Thron bestiegen, erteilte den Juden nicht nur die Erlaubnis zur Rückkehr, sondern gab ihnen auch die goldenen und silbernen Gefäße wieder zurück, welche aus dem Tempel geraubt und in dem Götzentempel des Bell aufgestellt waren. Zerubabel, ein Sprosse aus Judas Fürstenhause, fing wieder an, den Tempel und die Stadt zu erbauen; beide wurden jedoch erst durch Esdras und Nehemias allmählich zur Vollendung gebracht.

Alexander, der macedonische Welteroberer, bemächtigte sich Jerusalems und Judäas, und nachdem dessen Reich zerfallen war, kam Jerusalem in die Gewalt des Königs Antiochus von Syrien, welcher es plündern und hundertsechzigtausend seiner Bewohner teils ermorden, teils in die Gefangenschaft abführen ließ. Im Tempel wurde auf seinen Befehl die Bildsäule des ägyptischen Jupiters aufgestellt. Von den Verfolgungen und Grausamkeiten dieses Wüterichs erlöste Gott die Juden durch den tapferen Arm des Judas Makkabäus. Dieser erkämpfte seinem Vaterlande die Freiheit, und auch unter seinen heldenmütigen Nachkommen hielt sich das Reich in seiner Selbständigkeit gegen den Andrang der Herrscher Asiens. An hundert Jahre genoß jetzt Jerusalem der Ruhe, erkräftigte sich und gelangte zur Blüte. Als aber die beiden Brüder Aristobul und Hirkan um die

Krone stritten und Rom zu Hilfe riefen, eilte Pompejus nach Jerusalem und machte das jüdische Reich zu einer tributpflichtigen Provinz des mächtigen Rom. Hirkan wurde als Hoherpriester eingesetzt, dagegen Aristobul samt seinen Söhnen als Gefangene abgeführt.

Pompejus' Nachfolger, Crassus, kam gleichfalls auf seinen Zügen gegen die Parther nach Jerusalem. Von schmutziger Habgier getrieben, schonte er nicht des Heiligtums, sondern plünderte den Tempel rein aus. Hirkan war nur mehr ein Schattenfürst; der eigentliche Herrscher war der Idumenäer Antipater. Der gekränkte Nationalstolz der Juden ertrug aber nicht lange des Fremdlings Übermut; man berief Antigon, des Aristobul Sohn, statt des schwachen Hirkan an die Spitze und setzte ihn mit Hilfe der Parther, welche Hirkan gefangen mitfortführten, auf den Thron.

Herodes, des Antipater Sohn, mit dem Beinamen „der Große", eroberte unter Begünstigung der Römer in kurzer Zeit Jerusalem, lieferte den Antigon aus und befestigte so auf den Trümmern des Hauses der Asmonäer den Thron für sich und seine Nachkommen. Um die Gunst der ihm abgeneigten Juden zu gewinnen, stellte er den Tempel prachtvoll her, bereicherte und verschönerte die Stadt mit herrlichen Denkmälern. Unter seiner Regierung kam Jesus Christus zur Welt.

Herodes dem Großen folgte sein Sohn Archelaus in der Regierung, während Herodes Antipas, ein zweiter Sohn, die Tetrarchie von Galiläa und Peräa erhielt. Dieser letztere war es, welcher Johannes den Täufer

enthaupten ließ und den Heiland an Pilatus zurückschickte. Vom Kaiser Kaligula ward dieser Vierfürst Herodes ins Exil verwiesen. Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen, erhielt das Königreich Judäa und nach dessen Tode im Jahre 44 n. Chr. wurde es jedoch völlig in eine römische Provinz verwandelt. Weil aber die Juden sich nach einiger Zeit wider ihren Oberherrn empörten, schickte der Kaiser Nero seinen Feldherrn Vespasian mit dem Auftrage gegen sie, die Empörer zum Gehorsame zu zwingen oder gänzlich auszurotten. Während aber Vespasian mit der Unterwerfung Galiläas beschäftiget war, wurde er auf den römischen Kaiserthron zurückberufen und überließ somit die gänzliche Unterwerfung Judäas seinem Sohne Titus.

Dieser eroberte endlich nach sechsmonatlicher Belagerung die Stadt und Burg am 8. September des Jahres 70, nachdem schon der Tempel am 10. August, und zwar an demselben Tage desselben Monats, an welchem einst auch Salomons Tempel durch Nebukadnezar untergegangen war, durch Feuer zerstört worden. Weit über zweihunderttausend Juden starben während der Belagerung den Hungertod; das Leder von den Schuhen mußte zur Nahrung dienen; man aß Heu und den Unrat aus den Abzugskanälen der Stadt; die Belagerten verschlangen ihr Gold, und ein römischer Soldat, der dies bemerkte, ermordete seine Gefangenen und durchwühlte die Eingeweide dieser unglücklichen Opfer, um den so verborgenen Schatz zu erhalten. Die Leichname der durch Mord, Hunger und Seuchen Dahin-

gerafften wurden einfach über die Mauern ins Thal hinabgeworfen. Eine Million hundertzehntausend Juden kamen in Jerusalem um und an zweihundert vierzigtausend in den übrigen Teilen Judäas. Endlich machten die Römer noch neunundneunzigtausend Juden zu Kriegsgefangenen; ein Teil hiervon ward zu öffentlichen Arbeiten verurteilt, die übrigen gehörten für den Triumphzug des Titus.

Der Geschichtsschreiber Josephus, ein Augenzeuge dieser schrecklichen Belagerung und Zerstörung, schreibt hierüber folgendes:

„Während der prächtige Tempel ein Raub der Flammen wurde, mordeten die raubgierigen Soldaten alles, was ihnen in den Weg kam. Weder Alter noch Stand wurden verschont. Greise, Kinder, Priester und Laien, alle fielen unter der Schärfe des Schwertes. Niemand konnte dem Tode entgehen, und derjenige, welcher um Gnade flehte, wurde nicht menschlicher behandelt als der, welcher den Mut hatte, mit den Waffen in der Hand zu fallen. Das Ächzen der Sterbenden mischte sich in das Geprassel der Flammen, welche immer weiter um sich griffen, und der Brand des ungeheueren, ohnehin sehr hoch liegenden Gebäudes brachte alle, die ihn aus der Ferne sahen, auf den Gedanken, daß die ganze Stadt schon in Flammen stehe. Grauenhaft war das Getöse, das von allen Seiten die Luft erfüllte. Man denke sich den furchtbaren Lärm der wütenden römischen Legionen, das verzweifelnde Geschrei der kämpfenden Juden, welche sich nun von allen Seiten von den

Flammen und dem feindlichen Schwerte umzingelt sahen; die Jammertöne des armen Volkes, das in den Tempel eingesperrt nun auf seiner Flucht sich selbst mitten unter die Feinde warf; das verwirrte, gleichsam den Himmel bestürmende Geheul der zahllosen Menge, welche von dem Berge herab dem schrecklichen Schauspiele zusah; die vor Hunger und Entkräftung schon halbtoten Greise, Weiber und Kinder, die durch das alles übertäubende Getöse ihre letzten Kräfte zusammenrafften, um den Untergang der Nation und des Tempels zu bejammern; endlich den gräßlichen, dieses alles schauerlich vervielfältigenden Wiederhall von den Bergen diesseits und jenseits des Jordans. Das Feuer, welches den Tempel verzehrte, wütete so heftig, daß selbst der Berg bis in seine Grundfesten in Flammen zu stehen schien. Ganze Ströme von Blut flossen von allen Seiten und bekämpften gleichsam die Wut der immer mehr um sich greifenden Flammen. Die Zahl der Erschlagenen überstieg bei weitem die der mordlechzenden Sieger; alle Straßen waren mit Toten bedeckt und über ganze Hügel von Leichen stürmten die Soldaten hinweg, um jene zu verfolgen, die durch die Flucht dem Tode zu entgehen suchten."

So kam das Blut des Gerechten über die, welche so frevelnd den Himmel dazu herausgefordert hatten. Der Tempel wurde achtunddreißig Jahre nach dem Tode Jesu zerstört und somit konnten viele, welche die Weissagung Jesu über Jerusalem gehört hatten, deren schreckliche, aber buchstäbliche Erfüllung noch erleben und mit

eigenen Augen sehen. Alles ward wörtlich erfüllt: Des Heilandes Blut war über der Juden Geschlecht gekommen und die Töchter Jerusalems waren vor Kummer und Elend mit Thränen über sich und ihre Kinder getränkt worden; Jerusalem war wüst und öde, der Tempel verbrannt, das Volk erschlagen und zerstreut. Der Rest der jüdischen Nation empörte sich unter Hadrians Regierung nochmals und es wurde von dem alten Jerusalem noch vollends zerstört, was entweder Titus übrig gelassen hatte, oder bis auf Hadrians Zeiten wieder erbaut worden war. Fünfhundertachtzigtausend Juden kamen durch das Schwert der Soldaten um. Eine Menge Sklaven beiderlei Geschlechtes wurden auf den Märkten verkauft und fünfzig Burgen nebst neunhundertfünfundachtzig kleineren Städten und Flecken dem Erdboden gleichgemacht. Auf den Ruinen der Stadt Davids erhob sich jetzt eine andere Stadt, welcher Hadrian den Namen Aelia Capitolina gab. Die Juden durften sie bei Todesstrafe nicht mehr betreten; erst geraume Zeit hernach konnten sie, jedoch nur um schweres Geld, die Erlaubnis erkaufen, einige Stunden über den Trümmern ihrer so heiligen Stadt weinen zu dürfen. Die Überreste dieses merkwürdigen Volkes zerstreuten sich von nun an in alle Welt und sind noch überall anzutreffen.

Zur Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian war der Name Jerusalem ganz vergessen und noch gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts führte die Stadt den Namen Älia. Ein neues Leben begann für Jerusalem, als Kaiser Konstantin, nachdem er Christ ge-

worden, und seine fromme Mutter Helena die über dem Grabe des Erlösers errichteten Götzenbilder stürzten und diese so verehrungswürdigen Orte durch viele neue christliche Kirchen heiligten. Julianus, der Apostat, der die Juden aus Haß gegen die Christen begünstigte und den Tempel wieder aufbauen lassen wollte, wurde durch höhere Dazwischenkunft an seinem Vorhaben gehindert. Verzehrendes Feuer brach aus den Grundfesten hervor und zerstörte, was neu aufgebaut wurde; bedeckte mit Brandwunden die Werkleute und wehrte ihnen den weiteren Zutritt; da der Widerstand dieses Elementes sich steigernd erneute, mußte man von dem Unternehmen abstehen. Jerusalem blieb nun unter der Herrschaft der griechischen Kaiser, bis es im Jahre 614 von dem persischen Könige Cosroes erobert wurde. Derselbe plünderte die Kirchen, mordete die Priester und verkaufte neunzigtausend Christen für Gold an die Juden, die nicht säumten, ihre Erbfeinde mit ausgesuchten Qualen zu Tode zu martern. Vierzehn Jahre später besiegte Heraklius den Cosroes, eroberte das heilige Kreuz wieder, welches die Perser mitgenommen hatten, und brachte es im Triumphe nach Jerusalem.

Aber nur kurze Zeit erfreuten sich die Christen des wieder erlangten Besitzes der Stadt. Im Jahre 637 wurde sie nach einer viermonatlichen Belagerung von dem Kalifen Omar erobert; er schonte indes die christlichen Tempel und die Christen blieben unter seinen Nachfolgern dreihundertsiebzig Jahre im ungestörten Besitze ihrer Heiligtümer. Der Sturz der Dynastie der

Omajaden und die Erhebung der Abassiden machten Jerusalem wiederholt zum Schauplatze der Verwirrung und des Elends. Von den Arabern ging die Herrschaft endlich an die Turkomanen über, unter denen die Christen die grausamsten Bedrückungen erlitten. Die Schilderungen heimkehrender Pilger über die klägliche Lage der Christen zu Jerusalem erfüllten Europa mit Mitleid gegen die bedrängten Glaubensgenossen und mit Unwillen gegen deren Bedrücker. Der Feuereifer des Eremiten Peter von Amiens hauptsächlich rief dann die Kreuzzüge hervor.

An dreihunderttausend Kreuzfahrer waren bereits umgekommen, ohne Jerusalem nur gesehen zu haben, bis endlich Gottfried von Bouillon, der Stern der Ritterschaft, mit einer auserlesenen Kriegerschar vor den Thoren Jerusalems erschien. Am Morgen des 15. Juli 1099 — es war an einem Freitage — begann ein erneuter Sturm. Schon wollten die Christen, da bis zum Mittag ihre übermenschlichen Anstrengungen noch ohne Erfolg geblieben, ermattet vom Kampfe ablassen, als Gottfried, der begeisterte Held, indem er sein Auge zum Ölberge erhob, eine himmlische Erscheinung zu sehen glaubte, die ihn zur Fortsetzung des Kampfes ermunterte. Endlich um drei Uhr nachmittags — der Stunde des Verscheidens Jesu — wehte von den Zinnen des eroberten Jerusalems die Fahne der Christen. Gottfried wurde einstimmig zum Könige des neuen Reiches erwählt; er bediente sich aber nie dieses Namens, „weil nur dem Sohne Davids das Königreich auf Zion zukomme;“

auch wählte er statt der goldenen Krone eine eiserne, „weil es sich nicht gezieme, da eine goldene Krone zu tragen, wo Jesus Christus eine Dornenkrone trug."

Aber schon im Jahre 1187 ging die Stadt wieder verloren. Saladin, der sich des Sultanats von Ägypten bemächtigt hatte, schlug das Heer der Christen bei Tiberias, nahm dessen Führer, den König Guido von Lusignan gefangen und rückte gegen Jerusalem. Nach einem Vertrage bewilligte er freien Abzug gegen Erlegung von zehn Goldstücken für den Mann, fünf für das Weib und eines für das Kind, sicherte die Unversehrtheit des heiligen Grabes zu mit dem Beisatze, daß jeder Christ gegen Erlegung eines Byzantiners es ungehindert besuchen dürfe. Später lösten die syrischen Christen die Kirche des heiligen Grabes um eine Geldsumme von Saladin ab. Am 3. Oktober zog Saladin in Jerusalem ein, hielt nicht nur sein Versprechen, sondern schenkte auch, gerührt durch den Schmerz der Christen, allen Gefangenen, welche die zehn Goldstücke nicht bezahlen konnten, die Freiheit.

Im Jahre 1244 bemächtigte sich Nehimeddin der Stadt und seine wilden Horden erwürgten alles, Christen, Juden und Türken ohne Unterschied, plünderten die Kirchen und zerstörten das heilige Grab. Zwei Jahrhunderte herrschten die Mameluken über Palästina und Jerusalem, bis sie 1514 von den ottomanischen Türken verdrängt wurden, denen es Mehemed Ali wieder entriß und mit Ägypten vereinigte.

Dies sind die Schicksale Jernsalems von dessen

Gründung bis auf unsere Zeiten seit seiner fast vier- tausendjährigen Dauer. Achtzehnmal erobert, siebzehn- mal geplündert und zerstört, im wechselnden Besitze fast aller großen Völker der Weltgeschichte, sah es Millionen seiner Bewohner erwürgen, verbrennen, verschmachten, hatte nie länger Ruhe, als nur um neue Geschlechter zu neuem Jammer groß zu ziehen, sah den Segen der Welt aus seinem Schoße hervorgehen und steht nun düster und verödet vor dem Auge des bestürzten Pilgers, ein schauriges Denkmal des Gerichtes."

Soweit sprach Pater Anselm. Er ließ Bernhard allein und begab sich ins Kloster zurück. Bernhard blieb lange Zeit in tiefes Nachdenken versunken, um das Vernommene recht fest seinem Gedächtnisse einzuprägen, als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, mahnte ihn die kühle Luft, den liebgewonnenen Ort zu verlassen.

Viertes Kapitel.

Die Kirche des heiligen Grabes.

Bernhards sehnlichstes Verlangen war, vor allen heiligen Orten zuerst die Kirche des heiligen Grabes zu sehen. Dieses Verlangen sollte schon am nächsten Tage befriedigt werden. Ein Diener des Klosters, der schon viele Jahre in Jerusalem lebte, und welcher der italienischen Sprache mächtig war, diente ihm als Führer. Durch enge, kalte und schlechte Gassen steil abwärts ging der Weg zu dem Eingange der Kirche des heiligen Grabes, der zwar aus zwei hohen nebeneinander befindlichen Thoren besteht, die aber nur an den Festtagen geöffnet werden; außerdem muß man durch eine kleine Pforte eintreten. Zur Linken des Einganges gewahrt man einen abgetragenen Turm, da die Türken den Christen nicht gestatten, hohe Türme gleich den Minarets der Moscheen zu besitzen. In der Vorhalle ist eine

Schar türkischer Soldaten als Wache aufgestellt. Jeder, der das Heiligtum besuchen will und kein Franke ist, muß eine gewisse Geldsumme entrichten, was namentlich während der österlichen Zeit, wo sehr viele Pilger nach Jerusalem kommen, ziemlich viel einträgt.

Die Kirche des heiligen Grabes umfaßt eigentlich drei Kirchen: die des heiligen Grabes, die der Kreuzigungsstätte und die meist unterirdische Kirche der Kreuzauffindung, wo das heilige Kreuz und die Marterwerkzeuge von der heiligen Helena gefunden wurden. Die ganze Kirche ist unregelmäßig, da man die Stätten, welche durch das Leiden Christi heilig wurden, zu erhalten und in sie einzuziehen wünschte. Am 12. Oktober 1808 wurde die Kirche durch Feuer fast ganz zerstört, wobei jedoch das Merkwürdige war, daß die Kapelle, in der das heilige Grab sich befindet, und wo die Katholiken allein den Gottesdienst verrichten, innen nicht im geringsten gelitten hat, obwohl sie gerade unter der eingestürzten Kirchenkuppel und in dem Mittelpunkte des Feuerherdes sich befand.

Der Tempel, welcher in der alten Form wieder hergestellt wurde, ist wahrhaft der ergreifendste der Christenheit und der geheiligte Mittelpunkt aller Denkmale unserer Religion zu nennen. Tag und Nacht strömen die Andächtigen ab und zu, niemals ist er von solchen leer; unausgesetzt steigen ihre Gebete zu dem empor, der hier begraben lag, und nun lebt und regiert zur Rechten seines Vaters im Himmel.

Durch die Vorhalle der Kirche schreitend, gelangt

man durch einen Säulengang in den eigentlichen Kuppelbau des heiligen Grabes, eine erhabene Rotunde von achtzehn hohen, viereckigen Säulen gebildet, die neben der die Kirche in ihrer Höhenmitte umziehenden Galerie auch noch die große Kuppelwölbung tragen, durch deren Glasdecke das Licht von oben unmittelbar auf das senkrecht darunter befindliche heilige Grab fällt, welches den Mittelpunkt der Rotunde einnimmt.

Das Monument des heiligen Grabes, welches das wirkliche Grab Jesu Christi einschließt, gleicht einer kleinen Kapelle mit einem turmartigen Aufsatze. Der Boden der ganzen Rotunde, in deren Mitte sich das marmorüberkleidete Monument erhebt, ist Mosaik. Der Umfang des Monumentes, welches circa neun Meter im Durchmesser hat, beträgt fünfunddreißig Meter. Der Eingang ist mit einem marmornen Geländer, auf welchem zwölf Leuchter angebracht sind, umgeben; seine Höhe beträgt ungefähr zwei Meter, seine Breite einen Meter.

Durch diese Pforte, über welcher die heiligen Frauen, der Erzengel Gabriel und der Auferstandene in Marmor ausgehauen zu sehen sind, gelangt man in den Vorraum des Heiligtums, in die sogenannte „Kapelle des Engels“. Sie ist mit Marmor ausgelegt und wird von zwölf Säulen an den Wänden gestützt. In dieser Kapelle und zwar in deren Mitte zeigt man einen Teil jenes Steines, auf welchem der Engel saß, der den Frauen die Auferstehung des Herrn verkündigte. Über diesem Steine hängen fünfzehn silberne Lampen, in drei Reihen geordnet, welche diesen Raum erhellen. Die Pforte in das

Heiligtum selbst steht gegen Aufgang der Sonne und hat anderthalb Meter Höhe und nicht ganz einen Meter Breite, so daß man sich ganz bücken muß, wenn man hineingehen will. Die Grabkammer ist eine in den natürlichen Felsen gehauene Kapelle, deren Inneres ein fast regelmäßiges Quadrat bildet. Die Grabstelle, wo der Leichnam des Herrn lag, ist zwei Meter lang, einen Meter breit und siebzig Centimeter hoch. Diese Stelle ist mit einer Marmorplatte bedeckt, worauf das heilige Opfer des Altars von zwei Uhr morgens bis mittags zwölf Uhr als ein unaufhörliches Dankopfer dargebracht wird. In diesem Raume brennen Tag und Nacht dreiundvierzig silberne und goldene Lampen; in der Decke befinden sich drei kleine Öffnungen, um den Dunst hinauszulassen. Etwa dreißig Schritte vom heiligen Grabe ist ein großer, runder Stein von grauem Marmor, der die Stelle bezeichnet, wo Christus der heiligen Magdalena erschien und sie den Herrn für den Gärtner hielt. Zum Andenken ist ein Altar hier errichtet, und über ihm und dem Steine brennen stets drei Lampen.

Dem heiligen Grabe gegenüber gegen Osten haben die Griechen ihre Kirche, über deren hohen, marmorbekleideten Wänden sich die reichvergoldete Decke wölbt. Sie ist im schönen kirchlichen Stile erbaut, allein dadurch, daß die Mauern zwischen die einzelnen Säulen gezogen wurden, ist leider die schöne, große Grabeskirche ziemlich entstellt.

Vor der morgenländischen Kirchentrennung diente sie auch als Hauptthor der Grabeskirche, mit welcher

sie eben ein Ganzes bildet. Der Hochaltar der Kirche ist durch eine Wand, an welche zu beiden Seiten Eingänge angebracht sind, von dem Schiffe der Kirche geschieden, so daß der Messe lesende Priester dem Auge der Gemeinde entzogen ist. Die über der Mitte der Kirche sich wölbende Kuppel ist der großen über dem heiligen Grabe gleich mit Blei gedeckt.

In dem Schiffe der Kirche ist eine markierte Stelle, welche die Griechen als „den Mittelpunkt der Erde" bezeichnen. Einem langen Gange entlang kommt man in eine Kapelle, welche „das Gefängnis Christi" genannt wird, die Stelle angebend, wo der Herr so lange gefangen gehalten wurde, bis die Vorbereitungen zur Kreuzigung vollendet waren. Wenn man aus dieser Kapelle zurückgeht, erblickt man eine andere, die den Platz anzeigt, wo der Herr von den Henkern seiner Kleider beraubt wurde und diese von den Soldaten unter sich geteilt wurden. Unweit hiervon gelangt man auf einer Treppe von achtundzwanzig Stufen in ein unterirdisches Gewölbe hinab, nämlich in die „Kapelle der heiligen Helena". Auf dieser Stelle betete diese fromme Büßerin so lange, bis das verborgene heilige Kreuz gefunden wurde. Noch zwölf Stufen tiefer befindet sich die Stelle, wo das heilige Kreuz mit den Marterwerkzeugen, den Nägeln, der Dornenkrone und dem Speer entdeckt wurde, was alles über zweihundert Jahre vergraben gelegen hatte.

Die Wände zeigen den natürlichen Fels. Links ist ein Altar mit hohem, einfachen Kreuze, worauf die La-

teiner, welchen diese Kapelle gehört, das Opfer der heiligen Messe entrichten. Zur Rechten bezeichnet ein Kreuz von Marmor die Stelle der Kreuzauffindung. Neun Silberlampen beleuchten beständig den kleinen, aber würdig ausgestatteten heiligen Raum. Nahe bei der vorerwähnten Treppe ist die „Kapelle der Schmachsäule", sie enthält ein von Gitterwerk umschlossenes Stück der Säule, auf welcher Jesus im Hause des Pilatus saß, während man sein Haupt mit der Dornenkrone verhöhnte. Sie soll den betrachtenden Christen an die Unbilden erinnern, welche Jesus der Menschen wegen erduldete. Die Griechen sind Besitzer dieses Heiligtums.

Bernhard wurde von seinem Begleiter nun zum Kalvarienberg geführt. Dieser mit dem Blute des Herrn geweihte Platz, zu dem achtzehn Stufen führen, ist mit einer eigenen Kapelle umwölbt und befindet sich ebenfalls in der großen Kirche des heiligen Grabes, da der Hügel mit in den Umfang der Stadt gezogen wurde. Es geschah dieses von dem Kaiser Hadrian. Die Kapelle ist in ihrem Innern durchaus mit Marmor bekleidet und wird durch zwei Säulen in zwei Teile abgeteilt, deren linke Seite den Griechen, die rechte den Lateinern gehört. Der Boden dieser beiden geheiligten Hallen, deren nordwestlicher Teil die Kapelle des Kalvarienberges, der südöstliche aber die Kapelle der Kreuzanheftung genannt wird, ist mit weißem und farbigem Marmor ausgelegt, die Wände sind mit Marmor getäfelt. Hier ist die ewig denkwürdige Stelle, wo die Hand der Allmacht und Liebe das entsetzlichste der Ver-

brechen, welches je von Menschen verübt werden konnte, zur segensreichsten Wohlthat zu wenden wußte, die je Sterbliche empfangen konnten; hier wurde das große Opfer der Liebe vollbracht — hier der von Ewigkeit gefaßte Ratschluß der Erlösung und geistigen Wiedergeburt der Menschheit vollführt — hier stand das Kreuz Jesu!

Eine runde Silberplatte von vierzig Centimeter im Durchmesser bezeichnet die Stelle. Ringsum an der Platte sind die wichtigsten Scenen aus den letzten Lebensmomenten des göttlichen Dulders — die bildliche Darstellung der sieben Worte — in erhabener Arbeit ausgeprägt; in der Mitte der Platte eine runde Öffnung von dem Umfange eines Mannesarmes, durch welche man in dem Felsen die Vertiefung sehen kann, in welcher das Kreuz stand. Zu beiden Seiten dieser Stelle, in gleichen Entfernungen von ungefähr anderthalb Meter bezeichnen zwei runde schwarze Steine die Orte, wo die Kreuze der beiden Missethäter sich befanden, doch so, daß das Kreuz Jesu um circa achtzig Centimeter weiter vorwärts stand; nach der Tradition hing Jesus das Gesicht gegen Abend gewendet am Kreuze, und da die bezeichnete Stelle des Kreuzes Jesu vor denen der beiden Missethäter um die angegebene Entfernung mehr gegen Westen liegt, so konnte Jesus seine Mitgekreuzigten nicht wohl sehen, diese aber konnten jede seiner Bewegungen sehr leicht wahrnehmen. Inmitten zwischen der Stelle des Kreuzes Jesu und des linken Schächers ist eine ungefähr neunzig Centimeter lange

Silberplatte mit einem zweieinhalb Centimeter breiten Einschnitte in den Marmor eingelegt; durch diese Öffnung kann man den Riß gewahren, der bei dem Erdbeben entstand, als der Herr mit lauter Stimme seinen Geist aufgab und rief: „Es ist vollbracht! Vater, in Deine Hände übergebe ich meinen Geist.“ Dieser Riß ist oben breiter als unten, was nach Ansicht hervorragender Geologen nie der Fall ist, wenn ein Erdbeben oder ein anderes natürliches Ereignis die Ursache einer Erdspaltung ist.

Über die bezeichneten Stellen erhebt sich der Altar der Griechen. Sechsundzwanzig silberne Lampen, in zwei Reihen zu je dreizehn geordnet, beleuchten die Stelle der Kreuzerhöhung an der Vorder- und Rückseite des Altars. Die Pilger dürfen sich nur mit abgelegten Schuhen dem Heiligtume nahen.

Von der Kreuzesstelle eineinviertel Meter weiter deckt ein kleiner Altar die Stelle, wo Maria, die Mutter des Heilandes stand, als dieser noch in den letzten qualvollen Augenblicken seines Lebens die Pflicht eines treuliebenden Sohnes übend, die Verlassene der Obhut seines geliebten Jüngers empfahl. Dieser Altar führt den Namen: „Mater dolorosa“ oder „Stabat mater“. Hier stand die zarte Jungfrau, die liebende Mutter, die so nahe Zeugin war des unsäglich qualvollen, von so herzzerreißenden Umständen begleiteten Todes ihres Sohnes, — ihres einzigen innigstgeliebten Sohnes! Welch andere Mutter hätte solch ein Anblick nicht in Ohnmacht zu Boden sinken lassen? Wo ist die Mutter, welche

einen solchen Sohn verlieren konnte, wie Maria ihn verlor? Und dennoch — o Triumph des lebendigen, Schmerz und Tod besiegenden Glaubens: die zarte Jungfrau, sie sank nicht darnieder unter der Wucht der unendlichen Schmerzen! „Stabat mater!“ Von des Glaubens Riesenkraft gehoben trug sie zwar mit blutendem, aber siegendem Herzen und aufrecht die zermalmende Last. „Stabat mater!“ Sie stand neben dem Kreuze!

Zur Rechten befindet sich ein anderer Altar, „Altar der Kreuzanheftung“ genannt, der die Stelle bezeichnet, wo Christus auf das Kreuz gelegt und mittelst starker Nägel, durch Hände und Füße geschlagen, an dasselbe angenagelt wurde.

Wenige Schritte davon entfernt wird der Platz gezeigt, wo Christus unmittelbar vor der Kreuzanheftung seiner Kleider beraubt wurde; nahe daran sieht man durch ein vergittertes Fenster in der Wand in die Kapelle, welche den Ort bezeichnet, wo die heilige Jungfrau während der Kreuzigung ihres Sohnes stand.

Die letztgenannten beiden Altäre gehören den Lateinern, welche täglich das Erinnerungsopfer des Erlösungstodes auf denselben feiern.

Alle diese Heiligtümer werden durch viele silberne Lampen Tag und Nacht beleuchtet. Unterhalb der letztbezeichneten Kapelle waren die Gräber Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin von Flandern vor dem Brande gewesen. Jetzt sind sie in der Mauer verborgen.

Die lateinischen Väter bewahren das Schwert des

Glaubenshelden Gottfried und dessen Sporen als ein kostbares Andenken.

Wendet man sich vom Kalvarienberge westlich der Rotunde des heiligen Grabes zu, so gelangt man zu dem „Steine der Salbung“, auf welchen Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leib des Herrn legten, um ihn vor der Grablegung mit aromatischen Salben und Kräutern einzubalsamieren. Er ist mit einer Marmortafel überdeckt und mit einer zierlichen Einfassung versehen. Sechs riesige, einige Meter hohe Kandelaber mit farbigen Lampen umgeben ihn. König Robert von Sizilien kaufte um große Summen diesen Stein von dem Sultan Ägyptens und schenkte ihn den Lateinern. Jeder Pilger, der hier eintritt, wirft sich zu Boden und küßt den Stein, auf dem der Leichnam seines Heilandes einbalsamiert wurde.

Die Kirche und das Kloster der Lateiner befindet sich am nördlichen Ende der Grabeskirche, zweiundfünfzig Schritte von dem Monumente des Grabes Jesu entfernt. Der Hauptaltar bezeichnet die Stelle, wo Jesus nach der Auferstehung seiner Mutter zuerst erschien, weswegen die Kirche auch „Kapelle der Erscheinung“ genannt wird. In dem reichverzierten Tabernakel wird beständig das Allerheiligste aufbewahrt.

Auf dem Nebenaltare zur Epistelseite sieht man, von einem festen Gitter umschlossen, einen Teil jener Säule, welche zu Christi Zeiten dem Richthause gegenüber sich befand. An diese Säule ward Jesus gebunden, als er auf des Pilatus Befehl gegeißelt und dem Volke

gezeigt wurde. Nur einmal im Jahre, nämlich am Karfreitage, wird das Gitter geöffnet, und das Säulenstück unverhüllt gezeigt; zu anderen Zeiten dürfen die Pilger dieselbe nur mittelst eines langen mit Messing beschlagenen Stockes berühren, welchen sie an der Stelle, wo er mit der Säule in Berührung kommt, küssen. Nach dem Umfange dieses Säulenrestes muß sie einst von beträchtlicher Höhe gewesen sein. Auch zu Rom und Venedig befinden sich Stücke dieser Säule.

Inmitten der Kirche zwischen dem Hauptaltare und dem Chore der Franziskaner ist die Stelle bezeichnet, wo die drei Kreuze unmittelbar nach ihrer Auffindung niedergelegt wurden, um zu erforschen, welches von ihnen das Kreuz des Erlösers sei, denn da die Tafel mit dem von Pilatus angegebenen Titel nicht mehr an dem Kreuze selbst sich befand, so war man über das wahre Kreuz Jesu in Ungewißheit, obwohl an dem oberen Ende des einen noch Spuren eingeschlagener Nägel erkennbar waren.

Nach dem Rate des Bischofes Markarius wurde nun eine todkranke Frau herbeigetragen, und mit den drei Kreuzen in unmittelbare Berührung gebracht, wobei sich auch das als das Kreuz Jesu präsumierte wirklich als dieses bewährte, indem die Kranke augenblicklich nach der Berührung genas.

Die fromme Kaiserin Helena, hocherfreut über das glückliche Resultat ihrer unverdrossenen eifrigen Nachforschung, sandte einen großen Teil dieses Kreuzes ihrem Sohne Konstantin, der es mit hoher Verehrung in Empfang nahm und dann an Rom übergab, wo es gegen-

wärtig noch verwahrt wird; den anderen Teil ließ sie ganz in Silber fassen und dem Bischofe Markarius in Verwahr übergeben, der es in der Nähe des Tempels am Kalvarienberge zur Verehrung aufstellte, wo es durch die Perser geraubt, aber von Heraklius wieder erobert am 14. September 628 im Triumphe an den nämlichen Ort zurückgebracht wurde, wo Markarius es aufgestellt hatte, und wo sich noch gegenwärtig ein großer Teil davon befindet. Die Kirche feiert die Erinnerung jenes Ereignisses zur Zeit noch am 14. September durch das Fest der Kreuzerhöhung.

Außer den Lateinern und Griechen teilen sich in die heilige Grabeskirche und die heiligen Stätten noch die Abyssinier, die Kopten oder ägyptischen Christen, die armenischen Christen, die Nestorianer oder Jakobiten aus Chaldäa und Syrien, die georgischen Christen und die Maroniten.

Die Kirche des heiligen Grabes ist der Ort, wohin die Blicke der treuen Jünger Jesu von allen Enden der Welt von jeher gerichtet waren und der jedem fühlenden Menschen so heilig ist. Ein wunderbares Dunkel erfüllt diese einzig dastehende Kirche, nur die Tag und Nacht brennenden Lampen erhellen sie. Alles ist hier so einfach und doch so groß und majestätisch, so düster und doch so klar, so rührend und hinreißend für das fromme und gläubige Herz des Christen, der hier an der Stelle betet, wo das ihn erlösende und heilige Blut des Herrn für ihn und alle vergossen wurde.

Bernhard besuchte oft noch diese Ehrfurcht gebietende

Stätten und lernte sie nach und nach so genau kennen, daß sie für immer seinem Gedächtnisse eingeprägt blieben; stets war er da zur Andacht gestimmt und fromme Gefühle entstiegen seiner Brust. In sein Gebet schloß er seine Mutter ein, die vielleicht schon Gram und Kummer unter die Erde gebracht hatten; er bat den Allmächtigen, seinem Onkel Gesundheit und erneute Kräfte wieder zu schenken. Die Gesänge der Geistlichen ertönten ihm überall entgegen, bald aus der Höhe, bald aus der Tiefe kommend wie geheimnisvolle Stimmen aus einer anderen Welt. Die Dunkelheit der Kirche, die Gebete der verschiedenen frommen Gläubigen, die Seufzer der Betenden, die sich an den Gewölben brachen, alles das wirkte wunderbar auf sein Gemüt, und immer ergriff ihn ein heiliger Schauer, so oft die hehren Töne der Orgel den Tempel durchhallten.

Fünftes Kapitel.

In und um Jerusalem.

Alle denkwürdigen und heiligen Orte Jerusalems, seine ganze Umgebung kennen zu lernen, war Bernhards Ziel, das er sich gesteckt, war sein sehnlichster Wunsch. Auf seine Bitten überließ ihm der ehrwürdige Prior des Franziskanerklosters gerne den kundigen Führer auf die Dauer seines Aufenthaltes. In seiner Begleitung betrat er nun die sogenannte „Schmerzensstraße" (Via dolorosa), auf welcher der Herr zum Tode ging. Sie beginnt an der Stelle, wo ehemals die große Marmortreppe, welche zu dem Palaste des Pilatus führte und gegenwärtig in Rom sich befindet, war. Man liest noch auf der Mauer über einer Thüre die Worte der wütenden Juden: „Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn!" Man sieht noch das Gemach, wo Christus gegeißelt wurde, das, wo man ihm die Zeichen der königlichen Würde

anlegte, wo man ihn verspottete und in das Gesicht schlug.

Nachdem Jesus Christus mit Ruten geschlagen, mit Dornen gekrönt und mit einem Purpurgewande bekleidet worden war und den Juden von Pilatus vorgestellt wurde, rief dieser: „Ecce homo!“ Man bezeichnet noch das Fenster, aus dem angeblich diese merkwürdigen Worte gerufen wurden. Bis zu den Ruinen einer ehedem der schmerzhaften Mutter Gottes geweihten Kapelle, dem Orte, wo die anfangs von den Soldaten zurückgestoßene Mutter Maria ihrem Sohne begegnete, mißt man von dem Hause des Pilatus an gerechnet zweihundertvierzig Meter.

Achtzehn Jahrhunderte, Verfolgungen ohne Zahl, immerwährende Revolutionen konnten die Spur einer liebenden Mutter nicht vertilgen, die von unendlichem Schmerze ergriffen ihren Sohn beweinte. — Bis zu jener Ecke, wo sich die Straße von Westen nach Süden wendet, oder bis zu dem Platze, wo Simon von Cyrene das Kreuz Jesu auf seine Schultern lud, mißt man achtzehneinhalb Meter. Die Straße zieht sich nun nach Westen und achtzig Meter von ihrer ersten Biegung zeigt man den Platz, wo das Haus der Veronika stand, und zugleich die Stelle, wo diese fromme Frau dem Erlöser das Antlitz abtrocknete. Ungefähr fünfzig Meter weiter von dieser Stelle ist das Richtthor, durch welches die zur Hinrichtung bestimmten Verbrecher auf Golgatha geführt wurden. Der Weg von hier aus dorthin lag früher außerhalb der Stadt und führt nun steiler auf-

wärts bis zu der Stelle, wo sich der Herr den weinenden Frauen mit den Worten zuwandte: „Ihr Töchter Jerusalems! Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und euere Kinder!“ Bis dahin mißt man achtundzwanzig Meter.

Bis zu dem Platze, wo unser Herr das Opfer am Kreuze vollbrachte, sind weitere hundertzwanzigeinhalb Meter und somit beträgt der ganze Weg, den unser Herr zum Kreuzestode gegangen, von der großen Treppe des Gerichtshauses bis auf die Spitze des Kalvarienberges ungefähr fünfhundertsiebenunddreißig Meter.

Alle Stationen in dieser Straße sind durch Säulen aus Stein und durch lateinische Inschriften bezeichnet, sowie auch alle übrigen wichtigen Plätze ihre Merkzeichen haben. Sei es auch, daß bei den vielen Veränderungen, welche Jerusalem erfahren, die eine oder andere Station des Kreuzweges von der ursprünglichen Stelle verrückt wurde, so kann die Andacht doch immerhin sich alles das vergegenwärtigen, was ehedem in der berühmten Tempelstadt geschah und von Tausenden und abermal Tausenden gesehen wurde.

Außer der Schmerzensstraße wurden nun Bernhard von seinem Führer noch folgende denkwürdige Orte und Stellen gezeigt:

Das „Haus des Kaiphas“. Es war dies kein Privatgebäude, sondern ein öffentliches, bestimmt zur Wohnung des jedesmaligen Hohenpriesters. Hierher wurde der gefangengenommene Jesus nach seinem ersten Verhöre im Hause des Annas geführt; hier wurde er

von den gedungenen Zeugen der Gotteslästerung angeklagt, worauf er von dem Hohenpriester eidlich befragt, das feierliche Zeugnis, daß er Gottes Sohn sei, ablegte; in diesem Hause wurde Jesus die Nacht über von den Soldaten verhöhnt und mißhandelt; im Hofraume dieses Gebäudes wurde er von Petrus zum zweiten und dritten Male verleugnet.

Das „Haus des Hohenpriesters Annas" am Thore Davids, am Fuße des Berges Sion; über den Ruinen haben die armenischen Christen eine kleine Kirche erbaut. Hierher wurde Jesus nach seiner Gefangennehmung zum ersten Verhöre geführt. Hier erhielt Jesus seiner freimütigen Rede wegen von einem rohen Knechte einen Faustschlag ins Gesicht, wobei er sich mit so unübertrefflicher Ruhe und Würde benahm; hier wurde Jesus zum ersten Male von Petrus verleugnet. Die Kirche ist mit dem armenischen Kloster verbunden, welches das größte, schönste und reichste in Jerusalem ist und mehr als tausend Zellen enthält. Dieses Kloster hat in seinen ausgedehnten Räumen auch eine prächtige Kirche, nach jener der Griechen die schönste in Jerusalem, erbaut über dem „Orte der Enthauptung Jakobus des Älteren". Diese Kirche ist mit einer Kuppel überwölbt, durch deren glasgedeckte Mittelrundung das Licht einfällt. Die Wände sind mit reichverzierten Gemälden und wahrhaft überraschend prachtvollen Teppichen geschmückt. Zur Linken sind zwei Kapellen, deren erstere die Stelle einschließt, wo der heilige Apostel auf Befehl des Herodes Agrippa den Martyrtod durch das Schwert erlitt. — Diese

Kirche, von den Königen Spaniens erbaut, gehörte früher den Lateinern; armenisches Geld hat sie ihnen aber entrissen und nur mit Mühe haben sie sich noch das Recht gewahrt, alljährlich einmal in der Kapelle der Enthauptung die heilige Messe feiern zu dürfen.

Das „Gefängnis des heiligen Petrus“, in welches ihn Herodes Agrippa werfen ließ, um ihn nach dem Osterfeste vor allem Volke hinrichten zu lassen. Die Kirche, welche über diesem Kerker, der eine enge, zerstörte Kammer, erbaut war, ist verfallen und sind nur mehr alte Mauerreste vorhanden.

Das „Haus Simons des Pharisäers“, wo die heilige Magdalena zu den Füßen Jesu weinte und Jesus nach der Auferweckung des Sohnes der Witwe zu Naim speiste.

Das „Haus der Geburt Mariä“, auch Kirche und Kloster der heiligen Anna genannt. Hier wurde begründeter Traditon zufolge Maria, die Mutter Jesu, empfangen und geboren. Eine im Innern der Kirche noch jetzt sichtbare Grotte wird auch gegenwärtig noch den Pilgern als die „Grotte der unbefleckten Empfängnis“ gezeigt. Das daran gebaute Nonnenkloster ist verfallen.

Das „Haus der Maria“, der Mutter des Evangelisten Markus; hierher begab sich Petrus, als ihn der Engel Gottes aus den Banden des Herodes befreit hatte; hier brachten die heilige Jungfrau und viele andere Gläubige während dessen Gefangenschaft die Nacht im Gebete zu. Die hier erbaute Kirche ist im Besitze syrischer Priester.

Der „Schafteich" (hebräisch Betsaida, d. i. Haus des Fischens) unweit des sogenannten Vieh- oder Schafthores, durch welches Thor man die Tiere trieb, die zum Schlachtopfer bestimmt waren. Die Schafe wurden in diesem Teiche zuerst gewaschen, bevor man sie in den Tempel trieb. Dieser Schwimm- oder Schwemmteich war höchst merkwürdig wegen seiner wunderbaren Kraft. In den Hallen an seinem Ufer lag stets eine Menge von Kranken aller Art, die der Aufwallung des Wassers harrten, welche zu gewissen Zeiten durch eine unsichtbare Kraft vom Himmel bewirkt wurde. Wer nun nach dieser Bewegung zuerst ins Wasser hinabstieg, der wurde von seiner Krankheit und seinem Leiden geheilt. So erzählt Johannes, der Apostel der Liebe und Wahrheit. Merkwürdig ist dieser Wunderteich (Bethesda auch genannt, d. h. Haus der Barmherzigkeit und Heilung) deshalb noch, weil er der einzige Überrest der ursprünglichen Bauten der Juden ist, welcher nach so vielen Stürmen der Zeit erhalten blieb. Er ist vierundvierzig Meter lang, viereinhalb Meter breit und zweieinhalb Meter tief. Man gelangt auf Steinen, die aus der Mauer hervorragen, in die Tiefe hinunter; der Teich ist jetzt ausgetrocknet und halb mit Schutt angefüllt und es wachsen buschige Granatenbäume und eine Art von Tamarinden, deren Laub ins bläuliche spielt, in dessen Bette.

Das ehemalige „Hospital der Christen", gegründet von der hochherzigen Mutter Konstantins, das berühmte Gebäude der Hospitalritter, auch Johanniter genannt,

welche ursprünglich ritterlichen Heldenmut mit mildem Christensinne so herrlich einten, bald als Wärter der Kranken, bald als Geleiter wehrloser Pilgrime, bald als Löwen der Schlacht, überall als wahrhaft christliche Helden sich bewiesen. — Das Gebäude, dessen ausgedehnte Räume größtenteils leer sind und dem Verfalle nahe stehen, ein sicheres Zeichen, daß es in den Händen der Türken sich befindet, liegt nahe an der Ostseite des heiligen Grabes. In den Erdgeschossen sieht man noch acht große metallene Kessel, deren einer anderthalb Meter im Durchmesser hat, die aus den Zeiten der frommen Gründerin stammend, noch jetzt Zeugen ihrer mütterlichen Vorsorge für die Armen und Hungernden sind. Das ehemalige Pilgerhaus der Christen, welches einst mit diesem Hospitale vereinigt war, dient nun den Lateinern als Armenhaus für ihre dürftigen und notleidenden Religionsbrüder.

Der „Berg Sion". Er erhebt sich auf der Abendseite von Jerusalem; ehedem lag der Sion ganz in den Ringmauern der Stadt, jetzt nur ein Teil desselben. Er umfaßt die alte, unbewohnte Stadt, die mit Trümmern erfüllt ist; hier zeigt man dem Pilger das Grab Davids, bestehend aus einem kleinen gewölbten Saale, worin drei Grabmäler von schwärzlichem Steine zu sehen sind. Über dem Grabe Davids befindet sich das Cönaculum, der heilige Ort, der für den Christen überaus reich an heiligen Erinnerungen ist, der im Alten und Neuen Testamente gleich berühmt ist. An dieser Stelle hatte David seinen Palast und sein Grabmal erbaut;

drei Monate lang ward an diesem Orte die Bundeslade aufbewahrt; Jesus Christus feierte hier zum letzten Male seine Ostern und setzte hier das heilige Altarssakrament ein, den höchsten Beweis seiner Liebe; hier wusch er seinen Jüngern die Füße, versprach ihnen den heiligen Geist; hier erschien er seinen Jüngern am Tage der Auferstehung, indem sie sich daselbst aus Furcht vor den Juden verbargen; hier wurde Mathias zum Apostel erwählt und hier kam der heilige Geist über die Apostel herab. Dieser Saal des Abendmahles war der erste christliche Tempel auf der Erde, war die Mutterkirche der Christenheit. Der heilige Jakobus der Jüngere ward hier zum ersten Bischofe von Jerusalem geweiht; der heilige Petrus hielt hier die erste Kirchenversammlung; es war der Ort, von welchem die Apostel, treu dem Worte des göttlichen Erlösers, in alle Welt zogen, um den Völkern die reine Lehre zu verkünden und sie durch die Taufe unter die Zahl der Christen aufzunehmen. Die Kirche, welche das Cönaculum einschloß, überdauerte die Zerstörung des Titus und es wurden in ihr noch oft die Geheimnisse des Herrn gefeiert. Das Heiligtum wurde leider später den Christen entrissen und befindet sich jetzt in der Gewalt der Türken.

Unweit des Cönaculums zeigt man auch die Stelle, wo Maria nach dem Hingange Jesu noch vierundzwanzig Jahre lebte und dann in Gegenwart sämtlicher Apostel, die auf Antrieb des heiligen Geistes da zusammengekommen waren, in einem Alter von zweiundsiebzig Jahren starb. Sie begruben ihre geheiligten Reste im Thale Josaphat.

Nun besuchte Bernhard auch die Kirche des Klosters von St. Salvator. Dieses freundliche Gotteshaus ziert ein Altar ganz aus gediegenem Silber und von vortrefflicher Arbeit, ein Weihegeschenk der Könige von Neapel. Vierundzwanzig silberne Leuchter, ein Tabernakel und Kruzifix aus dem gleichen Metalle schmücken den Altar, dem zwei zweieinhalb Meter hohe massive silberne Standleuchter mit fein gearbeiteten Figuren gegenüberstehen. Reich ist der Kirchenschatz, bestehend aus Gaben christlicher Fürsten Europas, dessen Gesamtwert auf drei Millionen Gulden angegeben wird. Nur dem Generalprokurator des Klosters und noch einem der Väter ist der Ort bekannt, wo die Schätze aufbewahrt werden. Bei dem Antritte seiner Stelle muß er in die Hand seines Vorgängers oder dessen Mitwissers einen Eid schwören, eher Blut und Leben unter den größten Martern hinzugeben, als das Geheimnis dieses Verwahrungsortes zu verraten.

So überraschend der Anblick Jerusalems von der Ferne ist, so ändert sich das ganze Ansehen der Stadt, sobald man das Innere derselben betritt; die Täuschung, welche durch die gewölbten Kirchen, Moscheen und vielen Türme hervorgebracht wird, verliert sich. Die Häuser sind alle von Sandstein, drei Stock hoch und enden oben in platte Terrassen oder in Kuppeln. Die schmalen, ungepflasterten Straßen gehen bald auf-, bald abwärts, man wandelt entweder im tiefen Staube oder im Kiese. Große Leinwanddächer — von einem Hause zum andern gespannt — vermehren die Dunkelheit der Irrgänge.

Am besten gebaut ist das von den Armeniern bewohnte Viertel; hier herrscht doch noch eine gewisse Reinlichkeit und Wohlhabenheit, welche indes bewirkt, das Widerwärtige der übrigen Stadtteile um so mehr hervorzuheben; der schmutzigste Teil der Stadt ist der von den Juden bewohnte. Jerusalem, welches vor der Zerstörung des Titus an einer Million Einwohner zählte, hat jetzt gegen dreiundzwanzigtausend, darunter am meisten Mohammedaner, dann Juden, gegen sechzehnhundert römische Katholiken, gegen dreitausend Griechen, dann Armenier, Protestanten, Kopten, Äthiopier und Syrier. Die Stadt ist mit einer elfeinhalb Meter hohen und fast einen Meter dicken Mauer mit einer Masse viereckiger Türme umgeben, die von Soliman II. 1534 aufgeführt wurde.

Von den vorhandenen sieben Thoren sind vier offen und drei vermauert.

1. Das Pilgerthor (arabisch Bab-el-Kzalil, d. i. Thor des Vielgeliebten); die Christen nennen es auch das Thor von Bethlehem. Unmittelbar außerhalb dieses Thores erhebt sich auf den Ruinen der Burg Davids die Citadelle, eine Festung aus den Zeiten der Kreuzzüge, mit Gräben, inneren Höfen, gedeckten Wegen 2c., alles aber im schlechtesten Zustande. Dieses Thor führt nach Westen und man passiert dieses, um nach Bethlehem, Hebron und St. Johann zu kommen.

2. Das Thor von Sion (arabisch Bab-el-Nabi Dahud, d. i. Thor des Propheten David); es führt nach Süden zum Gipfel des Berges Sion und wird

wahrscheinlich darum so geheißen, weil der Ort, wo das Grab Davids sich befindet, ganz in der Nähe liegt.

3. Das Mistthor (nun vermauert, arabisch Bab-el-Megrabi, d. i. Thor der Ausländer oder Barbaren); es liegt zwischen Osten und Süden, dem Dorfe Siloah gegenüber. Durch dieses Thor wurde Jesus nach seiner Gefangennehmung am Ölberge von den Juden zum Pilatus geführt. Es diente früher dazu, um den Unrat auszuführen, daher seine Benennung.

4. Das goldene Thor (arabisch Bab-el-Darahie); es liegt gegen Morgen und führte nach dem Vorhofe des Tempels Salomons. Die Türken haben es vermauert, weil eine Sage unter ihnen geht, daß ein christlicher Herrscher einst durch dieses Thor an einem Palmsonntage in die Stadt bringen und der Herrschaft Mohammeds ein Ende machen werde. Durch eben dieses Thor soll Jesus Christus am Palmsonntage seinen feierlichen Einzug in Jerusalem gehalten haben. Dieses Thor ist übrigens architektonisch merkwürdig, da es aus verschiedenen Teilen von sehr verschiedenem Alter besteht. Die untersten und ältesten Steine stammen wohl noch aus weit vorchristlicher Zeit, andere Teile sind später, wahrscheinlich nach der Zerstörung durch Titus, aufgebaut und ergänzt worden. Korinthische Säulenkapitäler und einfache Kreise, ganz fein ausgearbeitetes Blattwerk und rohe Steine wechseln miteinander ab.

5. Das Thor der heiligen Jungfrau, Marienthor (arabisch Bab-el-Sidi-Mariam), auch St. Stephansthor genannt, gegen Morgen und dem Ölberge gegenüber;

den ersten Namen erhielt es wegen der Nähe des Grabes der heiligen Jungfrau, welches auch die Türken sehr in Ehren halten; den zweiten Namen, weil hier ganz nahe der heilige Stephanus den Martyrtod erlitt. Zur Zeit der Juden hieß es das Schaf- oder Herdenthor. Hoch oben am Thore sind von außen noch die Löwen Gottfrieds von Bouillon sichtbar, die er nach Eroberung der Stadt hier aufrichten ließ. Ungefähr hundertzwanzig Meter gegen Nordosten ist die Stelle, wo Gottfried zuerst in die Stadt eingedrungen.

6. Das Thor Ephraim oder Thor des Herodes (nun auch vermauert, arabisch Bab-el-Zara, d. i. Thor der Morgenröte); es liegt gegen Norden und führt zu der Grotte des Jeremias.

7. Das Thor von Damaskus (arabisch Bab-el-Hamond oder Bab-el-Cham, d. i. das Säulenthor). Es liegt gegen Nordwesten und führt zu den Gräbern der Könige, nach dem alten Sichem, nach St. Jean d'Akre und nach Damaskus. Simon von Cyrene kam durch dieses Thor, als er Jesu mit dem Kreuze begegnete.

Weiter hinaus war nun Bernhards erster Gang zum Ölberge. Der Weg führte an der Stätte vorüber, wo Stephanus, ein Mann voll des Glaubens und heiligen Geistes, wie ihn die Apostelgeschichte nennt, von den Juden gesteinigt wurde. Das Thal Josaphat, welches hier liegt, durchfließt der Bach Kidron (Cedron), über welchen Christus ging, als er sich am Vorabende seines Todestages auf den Ölberg zurückzog. Den größten Teil des Jahres hindurch ist er trocken und nur zur

Regenzeit spärlich mit Wasser versehen, so daß er kaum den Namen „Bach“ verdient.

Das Thal Josaphat scheint zu allen Zeiten der Begräbnisplatz für die Stadt Jerusalem gewesen zu sein. Man findet daselbst Denkmäler aus den ältesten Zeiten sowie aus neuerer Zeit. Ja selbst aus fernen Ländern kommen viele Israeliten noch im späten Lebensalter nach Jerusalem, um im Thale Josaphat beerdiget zu werden, denn sie glauben dadurch gegen andere in Vorteil zu gelangen und beim jüngsten Gerichte die ersten zu sein, welche zu ihren Vätern kommen.

Die Cedern, welche Salomon in diesem Thale pflanzen ließ, der Bach, der es durchfloß, die Trauergesänge Davids und die Klagelieder des Jeremias, welche hier erschollen, eigneten es vollkommen zu einem Aufenthalte der Trauer und zu dem stillen Frieden, der um Gräber herrscht.

Das Leiden Jesu begann hier und hierdurch ward es aufs neue dem Schmerze geweiht; überhaupt giebt es wenige Namen, die wie der des Thales Josaphat in uns so viele rührende und zugleich so furchtbare Bilder erwecken. Schon der Prophet Joel sagt, daß einst alle Menschen vor dem gerechtesten Richter daselbst erscheinen werden. „Alle Völker der Erde werde ich um mich versammeln, sie in das Thal Josaphat führen und dort über sie Gericht halten.“

Unten an dem Bache Kidron befindet sich die Quelle Siloah. Sie fließt an der Südseite des Berges Sion und hier befindet sich auch der berühmte Teich, wo

Jesus den Blindgebornen heilte. Die Pilger waschen sich noch immer mit dem Wasser desselben zum Andenken an das hier gewirkte große Wunder Jesu. Nicht weit davon wird die Stelle gezeigt, wo der Prophet Jesaias auf das Geheiß des Königs Manasses entzweigesägt wurde, weil er die Wahrheit und Gottes Strafgerichte ohne Menschenfurcht schonungslos dem sündigen Geschlechte Israels sagte. Gegenüber liegt das Dorf Siloah, ein unheimliches Durcheinander von Hütten und Höhlen, ganz entsprechend dem Charakter der Bewohner, die schon oft Reisende und Pilger überfielen. Etwas weiter aufwärts fließt der „Mariabrunnen" oder „Quelle der heiligen Jungfrau Maria" aus den geheimnisvollen Klüften des Morija. In der heiligen Schrift ist er bekannt unter dem Namen der Quelle „Rogel" oder „Drachenquelle".

Am linken Ufer des Kidron befinden sich Grabdenkmäler, welche meist aus Felsen gehauen und den ältesten Zeiten angehören. Das erste davon ist das Grabmal Absaloms. Das Monument ist aus einem Stück Felsen gehauen, vier Säulen zieren jede der vier Seiten, aus der Mitte erhebt sich ein kegelförmiger Bau, der das Ganze überragt. Vier Öffnungen führen in das Innere, das die Juden aus Verachtung voll Steine warfen und jetzt noch sollen die vorübergehenden Juden und Türken Steine in dasselbe werfen und diesem Akte der Verachtung einen Fluch gegen Absalom und jeden ungehorsamen Sohn beifügen. Absalom hat sich das Monument bei Lebzeiten errichten lassen, aber niemals

eingenommen, da er bekanntlich jenseits des Jordans in einen tiefen Graben geworfen wurde, der auch sein Grab blieb. Unmittelbar hinter diesem Monumente befindet sich das Grab Josaphats, man sieht von außen nur den mit Blattwerk reich verzierten Giebel; mehrere Gemächer sind in den Felsen eingehauen. Nebenan ist eine Art Grabmal, ebenfalls in den Felsen gehauen, mit der Benennung „die Höhle Jakobs des Jüngeren“ bezeichnet. Hier soll dieser Apostel die drei Tage vor dem Tode Jesu bis zu seiner Auferstehung in Verborgenheit und ohne Nahrung verweilt haben, und auch, nachdem ihn die Juden von den Mauern herab in das Thal Josaphat gestürzt und dort getötet hatten, hier begraben worden sein. Gleich in der Nähe befindet sich das Grabmal des Zacharias, aus dem Felsen in einem Stück gehauen, viereckig, mit jonischen Säulen geziert. Wahrscheinlich ist es das Grab des Zacharias, welcher im Jahre 864 v. Chr. von den götzendienerischen Juden als Priester gesteiniget wurde.

Etwas weiter entfernt machte Bernhards Führer auf das Grab Mariens aufmerksam. Eine sehr geräumige, ganz in Felsen gehauene Grotte, zu welcher man auf einer prächtigen vierzehn Fuß breiten Treppe von marmornen Stufen hinabsteigt. Der Altar, worauf die Messe gelesen wird, ist von einer Kuppel überwölbt, durch welche das Tageslicht von oben hereinfällt. Die Grotte wird durch eine Menge schöner Lampen erhellt, namentlich die Marmornische an der östlichen Wand, wohin die Apostel die irdische Hülle Mariens bestattet

haben. Ungefähr inmitten der Treppe werden in Seitennischen die Gräber der heiligen Eltern Mariens und des heiligen Joseph gezeigt. Diese unterirdische Kirche mit ihren Denkmälern gehört allen christlichen Bekenntnissen gemeinschaftlich zu und jede besitzt zur Pforte ihren eigenen Schlüssel. Schon die heilige Helena und Konstantin erbauten hier eine Marienkirche und schon 429 hieß diese Kirche „Himmelfahrtskirche Mariä“. Sie ist ein Beweis des Alters der Marienverehrung. Ganz nahe diesem Grabe liegt die „Grotte der Todesangst“, mit dem Garten Gethsemane, wo jene tiefe Angst und Traurigkeit die Seele des Erlösers ergriffen, daß sein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde fiel, während er im Gebete zu seinem himmlischen Vater rief: „Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“ Diese Grotte ist noch in demselben Zustande, wie sie zu den Zeiten Jesu war. Der Garten Gethsemane ist jetzt mit einer Mauer umschlossen und hat nur einen niedrigen Eingang, der mit einem eisernen Gitter geschlossen ist. Auch umfaßt der jetzige sogenannte Garten Gethsemane nicht mehr den ganzen alten Garten, sondern nur die Grotte der Todesangst. Am südlichen Ende des Gartens sah Bernhard den Felsen, wo die drei vertrauten Jünger des Herrn geschlafen haben. Acht uralte Bäume von sehr großem Umfange, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, ja mit voller Gewißheit noch aus den Zeiten Christi herrühren, sind vorhanden, welche im Innern hohl und mit Steinen ausgemauert sind, um sie vor Sturm zu schützen. Die Stelle im Garten, wo

Judas den Verrat an seinem Herrn verübte, wird als verfluchter Ort auch von den Türken gemieden.

An dem Garten Gethsemane vorüber bestieg nun Bernhard mit seinem Führer den Ölberg, welcher von Jerusalem eine halbe Stunde entfernt ist. Er hat drei Spitzen und erhebt sich der Stadt gerade gegen Morgen dem Berge Morija gegenüber, jedoch durch das Thal Josaphat und den Bach Kidron von ihr getrennt, alle anderen Berge ringsum überragend und die Stadt wie die Umgebung beherrschend. Die mittlere Spitze des Ölberges ist den Christen eine überaus wertvolle und geheiligte Stelle, indem von hier aus der göttliche Welterlöser, nachdem er das große Werk seiner Sendung vollendet, im verklärten Leibe vor den Augen seiner Jünger wieder zurückkehrte zum Vater, von dem er ausgegangen.

Die prachtvolle Kirche der Himmelfahrt, von der heiligen Helena erbaut, liegt trotz wiederholter Wiederherstellung in Trümmern, und eine türkische Moschee erhebt sich an ihrer Stelle, die aber mit Bereitwilligkeit jedem Fremden gegen Trinkgeld geöffnet wird. Bernhard sah hier auch den Fußstapfen im Felsen, welchen Jesus bei seiner Himmelfahrt daselbst eingedrückt hat.

Des Ölbergs nördliche Spitze, die höchste unter den dreien, wird gewöhnlich „Viri Galilaei" genannt, weil die Galiläer, die zum Osterfeste nach Jerusalem gewallet, daselbst ihre Herberge hatten und während der Festtage da wohnten.

Die dritte südliche Erhebung dieses merkwürdigen

Berges führt den Namen „Berg des Ärgernisses", da daselbst Salomon im hohen Alter seinen fremden Weibern den Molochdienst gestattete, dem Einen wahren Gotte zur Beleidigung und dem Volke Israel zum Ärgernisse. Noch jetzt findet man dort einzelne mächtige Grundmauern und Trümmer gestürzter Säulen, welche wahrscheinlich dem von Josias zerstörten Götzentempel angehört haben.

Die Aussicht von der Höhe des Ölberges ist die schönste und lohnendste, die man sich denken kann und Bernhard genoß dieselbe auch in ihrer ganzen Ausdehnung. Gegen Norden über einige Olivenbäume erblickt man die Gebirge Ephraims mit ihren berühmten Spitzen Hebal und Garizim; weiter östlich über Bethanien hin, über Berge und Thäler, die wellenförmig sich heben und senken, das Thal des Jordan; gegen Osten trifft das Auge den Spiegel des Toten Meeres; südlich erstreckt sich das Thal Josaphat mit seinen Denkmälern und den Tausenden von Grabsteinen; gegen Westen liegt Jerusalem in trügerischer Schönheit einer orientalischen Stadt.

Einen herrlichen Anblick muß Jerusalem, von diesem Punkte aus betrachtet, damals gewährt haben, als sich in wirklicher Schönheit und Pracht seine Tempel, Säulenhallen und Paläste erhoben.

Inmitten des westlichen Bergabhanges ist die Ruine eines Kirchleins, von der Kaiserin Helena erbaut über der Stelle, wo der göttliche Erbarmer über die verstockte Sionstochter weinte. Nach dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus soll bei der Belagerung Jerusalems

das Zelt des Titus gerade an dieser Stelle errichtet gewesen sein.

In südlicher Richtung von der Himmelfahrtskirche, dem Thale Josaphat zu, gelangt man zu dem denkwürdigen Orte, wo die zwölf Apostel das christliche Glaubensbekenntnis verfaßten, dieses „Credo“, welches seit achtzehn Jahrhunderten seine Bekenner mit siegreichem Mute über Tyrannen, Spötter und Blutgerüste, über Leiden und Todesschrecken erhoben und Friede, Segen, Licht und Trost über die Erde verbreitet hat. In der Nähe ist auch die Stelle, wo der Heiland die Jünger das Vaterunser gelehrt hat. Die Ruine einer Kapelle zeigt den Ort. Nicht weit davon ist der Baum der Vorhersagung, wo Christus die Zerstörung Jerusalems und das Ende der Welt seinen Jüngern verkündete und schilderte.

Auf des Ölbergs östlicher Seite führt der Weg an einigen von Bäumen umgebenen Hütten vorüber, wo ehemals der Flecken Betphage lag, von wo aus Jesus auf einer Eselin seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt.

Von der ehemals nicht unweit gestandenen Kirche sind noch zwölf Bögen oder Nischen übrig; das Ganze ist unterirdischer Gewölbebau, wo wahrscheinlich die Apostel wegen der Verfolgung unter Herodes Agrippa sich heimlich versammelt haben.

Überwältigt und gerührt von dem wunderbaren Eindrucke, welchen der Ölberg auf ihn gemacht hatte, trat Bernhard mit seinem Führer den Weg nach Bethanien

an. Nach einer halben Stunde gelangten sie zu der Stelle, wo der Heiland dem unfruchtbaren Feigenbaume fluchte, Jerusalem sinnbildend, welches drei Jahre sorgfältigst von ihm gepflegt, dennoch keine Früchte des Heiles trug und so den Fluch als Folge des verschmähten Segens sich aufbürdete.

Bald hierauf erreichten sie das auf einer freundlichen Anhöhe gelegene Bethania. Zur Linken des Weges sind Ruinen, die man als das Haus Simons des Pharisäers bezeichnet; gleich nebenan soll das Haus der Martha und Maria, der Schwestern des Lazarus, wo Jesus so gerne verweilte, gestanden haben.

Bethania, nach des Wortes Bedeutung „Haus der Demut", früher eine kleine Stadt, ist jetzt nur mehr ein verfallenes Dorf und wird von den Türken Moslemin Lazari genannt, aus Verehrung für den vom Tode Erweckten; die neben dessen Grab von der Kaiserin Helena erbaute christliche Kirche ist in eine Moschee verwandelt. Man steigt in das Felsengrab, wo Jesus die Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," so herrlich bewährte, auf vierundzwanzig steilen in den Felsen gehauenen Stufen hinab. Am Ende der Treppe befindet sich ein Altar, worauf jährlich zweimal Gottesdienst gehalten wird. Diesem Altare zur Linken führen noch weiter sieben Stufen in das eigentliche Grab von ungefähr sechs Meter Länge und eindreiviertel Meter Breite, wo in einer Felsennische der bereits verwesende Leichnam des Lazarus lag, als die Machtstimme: „Komm hervor!" ihn wieder ins Leben rief, eben jene Stimme, die einst

alle, welche in den Gräbern sind, hören werden. Der Weg, welcher von Bethania nach Jerusalem führt, ist noch derselbe, auf dem der Heiland am Palmsonntage in die Stadt ritt.

Ein mehrere Tage anhaltender Regen hielt Bernhard von ferneren Ausflügen ab, doch fand er Entschädigung genug in den Mitteilungen des guten Pater Anselm über alle Plätze und Orte in und um Jerusalem. Höchst interessant war ihm, was ihm Pater Anselm über das Grab Davids erzählte. Er sagte: „David wurde begraben in der „Stadt Davids", d. i. auf dem Berge Sion, dessen größter Teil außerhalb des jetzigen Jerusalems liegt. Das Grab wurde in Ehren gehalten, bis der Hohepriester Hyrkanus, als er den Abzug des Antiochus, der Jerusalem belagerte, erkaufen wollte und in Geldverlegenheit sich befand, heimlich Davids Grab öffnete und mehr denn dreitausend Talente Goldes, d. i. über zwölf Millionen Mark, herausnahm; den Sarg Davids fand er nicht, da dieser in verborgenen und verdeckten Nischen beigesetzt war. Herodes that ein Gleiches, nachdem er viel Geld verschwendet und erfahren hatte, daß Hyrkanus ehemals große Schätze aus Davids Grab genommen. Bei Nacht erbrach er mit ergebenen Dienern das Grab und betrat es mit den Zuverlässigsten seiner Freunde. Geld fand er zwar nicht, aber große Haufen goldenen Schmuckes, Geschmeides und anderer Kleinodien. Dies ermutigte ihn, weiter vorzudringen, um die Särge selbst zu finden, da außer David und Salomon noch mehrere andere Könige daselbst

begraben sind. Plötzlich aber brachen aus dem Innern Feuerflammen hervor und töteten zwei seiner Diener. Herodes, dies für eine Strafe Gottes haltend, floh erschrocken und errichtete zur Sühne einen Gedenkstein aus weißem Marmor über dem Grabe. Weiters wird aus dem Mittelalter vom Grabe Davids folgendes überliefert: Benjamin von Tudela berichtet um 1173, daß fünfzehn Jahre vor seiner Ankunft in Palästina eine Mauer auf Sion bei Davids Grab eingestürzt sei. Bei dem Neubau hoben zwei Werkleute während der Essenszeit einen Stein auf und fanden, daß er den Eingang zu einem Gewölbe bildete. In diesem fanden sie einen herrlichen Sarkophag mit Gold, Silber und Marmor bekleidet, gleich wie der ganze Raum auf Marmorsäulen ruhte. Ein Tisch stand da und auf ihm lag eine goldene Krone und ein Scepter; auch andere Gräber und Kästen sahen sie von weitem, als sie aber hingehen wollten, erlosch plötzlich ihr Licht und sie wurden niedergeworfen und betäubt, bis eine Stimme sie aufforderte wegzugehen. Nachdem sie die geistlichen Würdenträger von dem Vorfalle in Kenntnis gesetzt, ließen diese sogleich das Gewölbe schließen und die Kunde von seinem Eingange ging wieder verloren."

Eine der nächsten Wanderungen Bernhards galt der „Grotte des Jeremias", in welcher dieser Gottesmann seine Klagelieder geschrieben haben soll. Sie ist dreihundert Schritte nördlich von dem Damaskusthor entfernt und Eigentum eines Türken. Durch zwei Felsenpfeiler gestützt, bildet die Höhle ein regelmäßiges gigan-

tisches Thorgewölbe mit zwei Nebeneingängen, wovon der zur Rechten vermauert ist. Die Länge dieser Felsenhöhlen beträgt zweiundvierzig Meter, ihre Breite dreiundzwanzig Meter, ihre Höhe zehn Meter. Ein Fels zur Linken des Einganges wird als Schlafstelle des Propheten bezeichnet.

Von dem Hügel über der Grotte hat man einen Überblick über die ganze Nordseite der Stadt. Der Historiker Josephus erzählt, daß hier der Hohepriester Jaddus im priesterlichen Ornate und in feierlichem Aufzuge Alexander dem Großen, der im Zornesgrimme gegen die Stadt anrückte, entgegenging, und daß der Entschluß des Eroberers, die Stadt zu zerstören, vorzüglich aus dem Grunde geändert wurde, weil er tief erschüttert in dem Hohenpriester jene Gestalt wieder erkannte, die ihm einst im Traume erschienen war und ihn zum Zuge nach Asien aufgemuntert hatte.

Ungefähr eine halbe Stunde davon entfernt sind die „Gräber der Könige". Diese Monumente sind mit großer Mühe aus dem Felsen ausgearbeitet; der Weg führt auf einer Felsentreppe in den sogenannten Vorhof, in dem sich in der westlichen Wand ein großes Portal öffnet, das mit Blumen, Weintrauben, Kränzen und anderen Verzierungen reich geschmückt ist. Die Felsenkammer enthält neunundzwanzig Nischen oder Begräbnisplätze von circa zwei Meter Länge und nicht ganz einen Meter Breite. Man hält diese Felsengemächer für die Grabstätten der Herodianer. Weiter nordwestlich, drei Viertelstunden von der Stadt, liegen die „Gräber der

Richter"; auch hier sieht man am Eingange Bilderwerk von Blumen und Blättern.

Nicht wenig interessant war für Bernhard das Thal Gehinnom, wohin ihn der Führer leitete. In diesem einst so schönen und fruchtbaren Thale befand sich ein schattiger Hain, in welchem die Kinder Israels, ja selbst König Manasses, den Götzen Moloch verehrten. Das Götzenbild hatte die Gestalt eines Königs, war aus Erz gegossen, innen hohl, und konnte durch Feuer von unten ganz glühend gemacht werden; Kinder, von den eigenen Eltern dem Götzen zum Opfer gebracht, wurden in die glühenden Arme des Moloch gelegt, welche durch einen Mechanismus um das unglückliche Opfer sich schlangen, und auf diese Weise mußten die Armen unter den gräßlichsten Qualen ihren Geist aufgeben. Jesus bediente sich des Namens „Gehennon", um die Qualen zu bezeichnen, welche die Verworfenen einst erwarten. Das Thal zieht sich zwischen dem Sion und dem „Berg des bösen Rates", wo die Juden unter Kaiphas den Plan faßten, den Heiland gefangen zu nehmen. Gegen Osten vereinigt es sich mit dem Kidronthale und hier ist die eigentlich sogenannte „Gehenna", eine wilde Schlucht, zu deutsch „Hölle".

Nicht weit von da ist der Hakeldama, d. i. der Blutacker, ein langes aber schmales Feld, gegen Süden von Felsen begrenzt, in welchem eine Menge Gräber eingehauen sind. Von den Priestern um die dreißig Silberlinge gekauft, jenen Preis des Verrates, welchen der verzweifelnde Judas ihnen vor die Füße geworfen,

soll er später für die Fremdlinge und christliche Pilger als Begräbnisplatz gedient haben. Jetzt gehört er den Armeniern, welche an die Pilger ihrer Konfession das Recht sich hier begraben zu lassen oft um teuere Preise verkaufen.

Sechstes Kapitel.

Nach Bethlehem und Nazareth. Auf den Tabor und an den See Genesareth.

Früh morgens eines heiteren Tages machte sich Bernhard mit seinem Begleiter auf den Weg nach Bethlehem, das etwas über zwei Stunden von Jerusalem entfernt ist. Durch das Pilgerthor führte die Straße an dem Teiche Bersabee vorüber nach dem „Berge des bösen Rates“, auf dessen kahlem Scheitel noch die Ruinen einer Kirche stehen. Von da geht es seitwärts zu dem „Turme Simeons“, wo dieser prophetische Greis, nachdem er das Heil der Welt geschaut und in seine Arme geschlossen hatte, im Frieden des Herrn entschlafen ist. In der Nähe dehnt sich die „Ebene Raphaim“ aus, wo David die Philister schlug. Nach drei Viertelstunden Weges von Jerusalem gelangt man zu einer Cisterne, wo der Tradition nach den drei Weisen der Stern

wieder erschienen sein soll, der sie von den Ufern des Euphrat nach Bethlehem zur Anbetung des neugebornen Messias geleitet. Einige hundert Schritte weiter ist das griechische St. Eliaskloster; diesem gegenüber steht ein großer mit steinernen Sitzen umgebener Olivenbaum, der einen Stein beschattet, worauf der Prophet Elias geruht haben soll.

Ungefähr eine Viertelstunde davon sind die Ruinen von Rama und wenige Schritte rechts befinden sich noch die Trümmerreste des „Jakobturmes", der an der Stelle erbaut war, wo dieser Patriarch, von Mesopotamien kommend, ruhte, und in nächster Nähe deckt eine kleine Moschee ein Grabmal, unter welchem Jakob seine Rachel begraben hat. Der Pilger erinnert sich dabei der rührenden Worte des Propheten: „Rachel beweint ihre Kinder, denn sie sind nicht mehr; darum ertönet Weinen und Schluchzen in Rama!" Schon diese Stelle selbst ist eine wehmütige Erinnerung für die nun auf dem ganzen Erdboden zerstreuten Kinder Jakobs.

Bernhard hatte mit seinem Begleiter Bethlehem erreicht. Bethlehem, „Haus des Brotes" oder auch Ephrata („die Fruchtbare") genannt, heißt auch die Stadt Davids, weil dieser König hier geboren war, wo er als Kind die Herden gehütet. Es liegt etwa sechzig Fuß höher als Jerusalem auf einem Gebirgshügel, der ein langes Thal beherrscht, das ziemlich gut bebaut und mit Bäumen bepflanzt ist. Das Städtchen selbst erhebt sich festungsartig, ein Haus überragt das andere. Die Einwohner beschäftigen sich mit Verfertigung von Rosen=

kränzen aus rot gebeizter Kokusnußschale, mit Fertigung von Kruzifixen, Denkpfennigen, Bildern und anderen Andenken aus Olivenholz, Datteln und hauptsächlich Perlmutter; die Arbeiten sind mitunter sehr geschickt und zart, namentlich in halberhabener Arbeit auf der Wölbung der Perlmuscheln. — Die Frauen müssen das Wasser weit herholen, indem die Stadt selbst kein Wasser hat, ihre Tracht ist fast noch ganz so, wie zur Zeit Christi und der ähnlich, in welcher man die heilige Jungfrau gewöhnlich auf Gemälden abgebildet sieht. Die Bewohner Bethlehems bekennen sich fast zur Hälfte zur katholischen, zur Hälfte zur griechischen Religion, auch einige Mohammedaner und Protestanten, dann Armenier sind vorhanden.

Dem Christen ist Bethlehem besonders heilig, weil hier der Heiland geboren wurde, alles atmet auch hier das Dasein und die Erinnerung des Gottmenschen, der in dieser zauberischen Stille sein irdisches Leben empfing, um es wenige Spannen der Erde davon seiner Liebe zum Menschengeschlechte zum Opfer zu bringen.

Hervorragend in Bethlehem ist die Basilika, welche auf dem Platze stehen soll, wo Jesus geboren wurde. Sie verrät ein hohes Alter, und obgleich schon oft zerstört und wieder erbaut, trägt sie dennoch die Spuren ihres griechischen Ursprunges an sich. Sie ist in Form eines Kreuzes gebaut, das lange Schiff derselben ruhet auf achtundvierzig Säulen von korinthischer Ordnung aus rotem Marmor, welche in vier Reihen geordnet sind. Ein Gewölbe hat sie nicht, sondern Gebälk sicht-

bar von innen, trägt das Dach. Früher war die Kirche ausschließliches Eigentum der Katholiken; türkische Willkür gab sie natürlich nicht umsonst in den Besitz der Griechen und Armenier, welche hier gleichfalls ihren Gottesdienst feiern.

Der Chor oder das Haupt des Kreuzes erhebt sich drei Stufen über die Kirchenfläche und enthält einen Altar, welcher dem Andenken der drei Weisen geweiht ist. Am Fuße desselben bemerkt man einen Stein aus Marmor in einer nischenartigen Vertiefung, welche der Sage nach senkrecht unter jenem Punkte sich befinden soll, an welchem der die Magier leitende wunderbare Stern endlich stille stand.

Der Altar dieses Chores befindet sich gerade über dem Felsengewölbe der Grotte der Geburt, zu welcher zwei Treppen von fünfzehn marmornen Stufen zu beiden Seiten des Chores hinunterführen. Dieses Einganges in das Heiligtum bedienen sich gewöhnlich die Griechen und Armenier, die Lateiner jedoch, durch die immerwährenden Plackereien jener fanatischen Priester ermüdet, ziehen es vor, durch die ihnen gehörige Katharinenkirche (Klosterkirche der Franziskaner und Pfarrkirche) auf einem Umwege dahin zu gelangen. Von dieser Kirche führt nämlich eine enge in den Felsen gehauene Treppe von vierundzwanzig Stufen in einen langen, ganz in den Felsen gehauenen Gang, welcher mehrere Altäre enthält und denkwürdige Stellen bezeichnet. Der erste deckt die Gebeine der unschuldigen für Jesus getöteten Kinder. Diese Gruft, zu welcher

unter dem Altare ein vergitterter Eingang führt, wird nur einmal des Jahres, am Feste der Geburt des Heilandes, geöffnet. Der zweite verhüllt das Grab des heiligen Eusebius, des Vaters der Kirchengeschichte; hierauf folgen zwei einander gegenüberstehende Altäre, deren einer die Grabstätte des heiligen Hieronymus, des unermüdlichen Bibelforschers und Historiographen der heiligen Orte, welcher vierzig Jahre eine Zelle nahe der Geburtsstätte seines geliebten Herrn und Lehrers bewohnte; der andere den Ruheplatz zweier römischen Frauen bezeichnet, Namens Paula und Eustochia, Mutter und Tochter, die obgleich aus edlem Geschlechte stammend und mit Reichtümern begabt, doch die Einsamkeit dem zerstreuenden Gewühle der Welt vorzogen.

Unter dem Chore ist die Kapelle mit der Geburtsstätte des Erlösers. Diese ehrwürdige Grotte hat eine unregelmäßige Gestalt — weil sie auf dem unregelmäßigen Raume des Stalles, der übrigens kein eigentliches Gebäude über der Erde, sondern nur eine Grotte im Felsen war, wohin Menschen und Tiere bei schlechtem Wetter sich flüchteten, und der Krippe erbaut ist, — sie ist gegen elf Meter lang, dreieinhalb Meter breit und zweieinhalb Meter hoch. Die Wände des Felsens, in den sie gehauen ist, sind mit Marmor ausgelegt. Diese Verschönerungen sind das Werk der heiligen Helena. Von außen fällt kein Licht in die Kirche; sie wird aber von zweiunddreißig silbernen Lampen erleuchtet, die verschiedene christliche Fürsten hierher schenkten. Im Hintergrunde der Grotte gegen Osten ist der Ort, wo

die Jungfrau Maria den Weltheiland gebar. Diese Stelle ist durch einen großen Jaspis bezeichnet und mit silbernem Gitter in der Form einer strahlenden Sonne eingeschlossen. Im Halbkreise liest man die Inschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ (Hier wurde von Maria der Jungfrau Jesus Christus geboren.) An dem Felsen ist eine marmorne Tafel, die statt des Altares dient, angelehnt und erhebt sich über dem Orte, wo der Messias geboren wurde. Dieser Altar wird von drei Lampen erleuchtet, wovon die schönste ein Geschenk Ludwig XIII. ist. Weiter gegen Süden ist die Krippe; sie liegt fast um einen Meter tiefer und ist eine niedrige in den Felsen gehauene Höhle. Ein Block von weißem Marmor in Gestalt einer Wiege, zeigt die Stelle, wo der Herr des Himmels und der Erde lag. Zwei Schritte davon steht ein Altar und zwar an dem Platze, wo die heilige Jungfrau saß, als sie den heiligen drei Königen den neugeborenen Heiland zur Anbetung vorstellte. Die heilige Grotte ist mit Gemälden reichlich versehen, welche die örtlichen Geheimnisse: die Verkündigung, Anbetung der Weisen, die Ankunft der Hirten und alle jene Wunder darstellen. Die seidenen und Atlastapeten mit reichen Silberstickereien hängen zwar noch an den Wänden, allein sie sind zerfetzt und man gestattet den Franziskanern nicht dieselben zu erneuern. Heiliger Schein durchzuckt jedes Gemüt, das sich dieser geweihten Stätte nahet und zu Gefühlen der wärmsten Andacht mächtig hingerissen wird. Kein Platz in der Welt erregt ein erhabeneres Andachtsgefühl.

Die immerwährende Zuströmung von Karawanen aller Völker der Christenheit, die öffentlichen Gebete, die reichen Geschenke christlicher Fürsten, alles erzeugt Empfindungen in der Seele, die leichter mitgefühlt als beschrieben werden.

Ungefähr eine Viertelstunde weiter östlich ist eine Grotte, welche man die „Grotte der Hirten" nennt; bei den Arabern hat dieselbe jetzt noch den Namen Dtaelnataur (das Dorf der Hirten). Der Sage nach haben Abrahams Herden hier geweidet. Jakob hatte mit seinem Viehe da gewohnt, als er aus Mesopotamien zurückgekehrt war; der junge David hat hier die Schafe seines Vaters gehütet, und an der nämlichen Stelle erschien den Hirten von Judäa der Engel des Herrn, welcher ihnen die Geburt des Welterlösers verkündigte.

Durch die Frömmigkeit der gläubigen Christen ward diese Grotte in eine Kapelle umgeschaffen, die ehemals sehr schön gewesen sein muß, jetzt freilich nur mehr eine Ruine bildet.

Etwa vierhundert Schritte vom Kloster befindet sich die Grotte, in welcher die heilige Jungfrau unmittelbar vor der Flucht nach Ägypten sich verborgen haben soll; sie enthält gleichfalls einen in den Felsen gehauenen Altar, auf dem bisweilen noch Messe gelesen wird.

Eine Stunde von Bethlehem entfernt sind in einem engen tief eingeschnittenen Thale die „Teiche Salomons", wo früher die verschlossenen Gärten dieses weisen und prachtliebenden Königs waren. Noch jetzt ist das Thal von Granatäpfel- und Orangenbäumen geziert, deren

üppiger Wuchs auf die frühere Fruchtbarkeit desselben schließen läßt. Die sogenannten Salomonsteiche sind ungeheuere, mitten in den Berg eingehauene Wasserbehälter, welche stufenweise übereinander gebaut sind, so daß immer der Wasserüberfluß des höher gelegenen in das nächst tiefere Becken abströmt und von dem untersten in das Thal abfließt, das davon bewässert wird.

Bernhard, der sich einige Tage in Bethlehem aufhielt, teils um seine Andacht zu verrichten, teils um die merkwürdigen Plätze, Stätten und Orte in und um Bethlehem zu besuchen, bestieg eines Abends die Terrasse des Klosters, und weidete seine Augen an der so schönen, erhabenen und heiligen Landschaft. Dort steigen die arabischen Gebirge empor, das Salzmeer bedeckt die Stätten Sodomas und Gomorrhas, der Jordan wälzt seine gelblichen Wogen ihm zu. Im Süden erhebt sich der Frankenberg, der seit dem letzten Kreuzzuge so genannt wurde, weil sich auf ihn nach der Einnahme Jerusalems durch die Saracenen vierhundert Franken flüchteten, ihn befestigten und vierzig Jahre lang sich da behaupteten. Er ist gegen hundertundsiebzehn Meter hoch, gleicht einem abgestumpften Kegel, und sein Gipfel, der einen Kreis von zweihundertundzwanzig Meter im Umfange bildet, ist von Mauertrümmern eingeschlossen. Vier feste runde Türme standen ehedem nach den vier Himmelsrichtungen.

Dankerfüllt gegen die gastfreien Bewohner des Klosters, brach endlich Bernhard wieder auf, um nach Jerusalem zurückzukehren. Er wählte zur Rückkehr nicht den

gewöhnlichen Weg, welchen er auch nach Bethlehem eingeschlagen hatte, sondern beschloß das „Kloster St. Johann", das gleich weit von Bethlehem und Jerusalem entfernt ist, zu besuchen und den Ort kennen zu lernen, wo der Vorläufer des Herrn geboren wurde.

Der Weg dahin ist schlecht und steinig und die Berge ringsum ziemlich kahl; doch trifft man auch Rosengärten, Terebinthen, Ölbäume und Feigenbäume. Die Klosterkirche, die schönste im heiligen Lande, ist über dem Platze erbaut, wo das elterliche Haus Johannes des Täufers stand. Das hohe Gewölbe ruht auf sechs großen Säulen, welche die Kirche in drei Schiffe teilen; vorne am linken Schiffe ist die Stelle bezeichnet, wo der letzte und größte der Propheten geboren ward. Eine breite Marmortreppe führt zu dem Altar; auf einer Marmortafel unter diesem glänzen die Worte: „Hic praecursor Domini natus est." (Hier wurde der Vorläufer des Herrn geboren.) Viele Silberlampen gießen Tag und Nacht ihr Licht auf jene Stelle, wo derjenige das Licht des Tages erblickte, welcher von dem weltleuchtenden Worte Zeugnis gab. In der Mitte des Hauptschiffes, an dessen Vorderseite der reichgeschmückte Hauptaltar schimmert, erhebt sich eine hohe Kuppel, durch welche das würdige Gotteshaus freundlich erhellet wird. An der Wand der Epistelseite zeigt man den Stein, auf welchem Johannes, in der Wüste predigend, gestanden sein soll. — Mehrere gute Bilder stellen die Hauptmomente aus dem Leben der Familie des Zacharias dar.

In der Entfernung einer guten Viertelstunde vom

Kloster steht die ehemals so herrliche, selbst in ihren jetzigen Ruinen noch großartige Kirche der „Heimsuchung", von der heiligen Helena erbaut.

Hier traf Maria von Nazareth kommend ihre beiden Verwandten; hier ward die gesegnete Jungfrau von der erleuchteten Elisabeth als Mutter des Herrn begrüßt. Hier sprach die demütige Magd des Herrn in prophetischer Begeisterung das erhabene „Magnificat"! Noch jetzt feiern die Väter des Klosters in den halbeingestürzten Hallen am Feste der Heimsuchung Mariä alljährlich den Gottesdienst.

Das Thal bei St. Johann hält man für das Terebinthenthal, in welchem David den Philister Goliath getötet hat. Ein Blick auf die Lage dieses Thales und zugleich auf die einfache Beschreibung derselben in der Schrift läßt über die Identität des Ortes keine Zweifel. Zu beiden Seiten die Anhöhen, wo die beiden Heere sich feindlich gegenüber standen, in der Mitte das Thal und das trockene Bett des Baches, aus welchem sich David die fünf glatten Steine auswählte: Nichts ist überzeugender als dieser Anblick.

Ungefähr zwei Stunden entfernt vom Kloster ist die „Wüste des heiligen Johannes", eine rauhe, von abschüssigen Bergen umschlossene Einöde, deren steiniger Grund von grauen, stark duftenden Kräutern bewachsen ist. Das Grün einiger Johannisbrotbäume, über deren Namensursprung kein Zweifel obwalten kann, unterbricht hie und da das düstere Grau der Umgebung. Hier

befindet sich im Innern eines Felsens die Grotte, welche der Prophet bewohnte.

Von St. Johann führt der Weg am Berge der Makkabäer hin, wo die Gräber derselben gezeigt werden und nach einer kleinen Stunde erreicht man das griechische Kloster zum „Heiligen Kreuz". Es liegt einsam, ist von hohen Mauern umgeben und nach einer alten Tradition soll hier der Stamm gefällt worden sein, woraus die Juden das Kreuz Jesu verfertigten.

Ein Hohlweg führt auf das westliche Plateau, das sich vor dem Pilgerthore ausdehnt, und Bernhard betrat nach kurzer Abwesenheit Jerusalem wieder.

Er glaubte sicher, es müßte während seiner Abwesenheit ein Brief aus Alexandrien eingetroffen sein, der ihm über das Befinden seines Oheims Nachricht geben sollte, allein er fand sich getäuscht. Auch von seiner teuren Mutter hatte er noch immer nichts gehört. Sollten denn alle Briefe, die er nach Deutschland an sie schickte, verloren gegangen sein? Eine tiefe Schwermut befiel ihn, die er nur mit Mühe bekämpfte und auch Pater Anselm bot alles auf, ihn zu trösten. Um ihn zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, riet er ihm, sich einer Reisegesellschaft anzuschließen, welche Nazareth, den Berg Tabor und den See Genesareth oder das galiläische Meer besuchen wollte. Bernhard leistete dem wohlgemeinten Rate Folge.

Mit Anbruch des zur Abreise bestimmten Tages versammelten sich die Reisenden und Pilger am Thore von Damaskus. Der Weg führte an den Gräbern der

Könige vorbei und wand sich später zwischen türkischen Gräbern durch. In dem alten Beeroth, vier Stunden von Jerusalem, wurde Halt gemacht. Hier soll nach einer alten Sage die heilige Jungfrau ihren in Jerusalem zurückgebliebenen göttlichen Sohn zuerst vermißt haben. Beeroth war nämlich in den alten jüdischen Zeiten das erste Nachtlager für die Osterpilger aus dem Norden. Um zu begreifen, daß die Eltern Jesu den Knaben nicht gleich vermißten, muß man die jüdische Sitte, bei solchen Gelegenheiten zu wandern, kennen: es gingen die Männer, die Frauen, dann die Altersgenossen zusammen. Joseph glaubte also, der Knabe sei bei den Kindern oder der Mutter, und diese, er habe sich dem Vater angeschlossen; erst in der Herberge wurde seine Abwesenheit bemerkt, als Joseph und Maria wieder zusammentrafen. — In der Nähe Beeroths — jetzt Aïn-el-Bereh — finden sich die Reste einer gotischen Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Nach etwas steilem und beschwerlichem Wege über gebirgige Gegend ging es endlich durch fruchtbare Thäler vorwärts nach Bethel (jetzt Beitin), eine der ältesten und merkwürdigsten Städte Kanaans; hier trennte sich Abraham von Loth wegen Mangels an Weiden; in deren Nähe schaute der Erzvater Jakob im Traume die Himmelsleiter, welche ihm die Vatersorgfalt des Ewigen sinnbildete. Hier ließ Jeroboam ein goldenes Kalb als Götzenbild aufstellen und durch Priester bedienen, das aber von diesen gestohlen wurde, wofür sie ein ehernes hinsetzten. Unweit

des alten Silo, welches wegen der Stiftshütte und Bundeslade vierthalbhundert Jahre lang — von den Tagen Josuas bis zu den Zeiten Samuels — ein wichtiger Versammlungsort der Stammhäupter war, verweilte der Zug länger. Die Gegend wurde nun immer freundlicher; das gegen Sichem sich hinstreckende Thal ist in der That eines der schönsten und fruchtbarsten, ein wahrhaft gesegnetes Land. Sichem, die alte Hauptstadt Samarias, nahm die Reisenden auf; jetzt heißt es Naplus, auch Napalosa, deren Einwohner die Zahl von sechzehntausend erreicht, worunter viele Juden von der Sekte der Samaritaner sich befinden. Letztere feiern einmal des Jahres ihren Gottesdienst im alten Tempel auf dem Berge Garizim. — Die Entfernung Sichems von Jerusalem beträgt zwölf Stunden, liegt somit gerade auf der Hälfte des Weges zwischen Nazareth und der heiligen Stadt.

Zu Sichem ruhen die Gebeine Josephs und auch seine sämtlichen Brüder sind hier begraben; nicht weit von der Stadt ist der Jakobsbrunnen, berühmt wegen der denkwürdigen Unterredung Jesu mit der Samariterin. Die fromme Kaiserin Helena hat, um das Andenken an diese Begebenheit zu heiligen, eine große Kirche über diesen Brunnen erbaut, welcher den Mittelpunkt derselben einnahm. Der schöne Tempel ist zertrümmert, kaum einige Mauerreste bezeichnen die Stelle, auf welcher er sich einst befand. Der Brunnen ist jedoch zur Zeit noch sichtbar; er ist aus Quadern gebaut und sehr tief, zwanzig bis fünfundzwanzig Meter; seine Quelle ist aber

versiegt, während das lebendige Wasser, welches Jesus reichte, ewig quillt.

An der Südseite der Stadt liegt der Berg „Garizim" und nördlich von Sichem der Berg „Hebal". Eigentlich ist es nur eine Bergkette, deren einer Gipfel Garizim, der andere Hebal genannt wurde. Insbesonders der Garizim galt den Samaritanern für überaus heilig; hier war es, wo Gott dem Abraham die Verheißungen gab, Kanaan zu besitzen; hier war es, wo Jakob von Mesopotamien zurückkehrend dem Herrn einen Altar errichtete; von diesen beiden Bergen ließ der Herr den Segen und Fluch durch Josua dem Volke Israel verkünden. Von hier sprach Jonathan zu den Bewohnern Sichems; hier baute der Hohepriester Judas den schönen Tempel, der die bleibende Trennung zwischen den Juden und Samaritanern veranlaßte.

Über einen Bergrücken gelangte nun die Reisegesellschaft nach dem Dorfe Sebaste oder Sebastieh, den Überresten Samarias, dieser so prächtigen Residenzstadt der Könige Israels, die mit ihren großartigen Bauten, Mauern und Türmen einer prächtigen Krone glich, welche auf des Berges Scheitel prangte. Aber Kronen und Reiche, wie herrlich sie auch seien, zerfallen und stürzen im gewaltigen Andrange des Zeitstromes. Auch von Samarias ungeheueren Mauern ist nun nichts mehr übrig als ein paar Säulenreihen, umgeben von gestürzten Säulen und anderen Trümmern. Auch sind hier noch Überreste einer herrlichen gotischen Kirche, von den Johannitern erbaut, ersichtlich. Hier liegen die

Propheten Elisäus und Abdias begraben; hier wurde der letzte und größte Prophet, Johannes der Täufer, enthauptet, weil er Gott mehr fürchtete als die Menschen.

Nordöstlich von Samaria erstreckt sich das herrliche Thal Jezrael, auch mit dem Namen Esdrälon bezeichnet, in seinen fruchtbaren Ebenen, welche ehemals der Bach Kison, dessen Bett nun vertrocknet ist, bewässerte. Dieses berühmte Thal, in der Schrift die große Ebene Maggedon genannt, einst seiner wunderbaren Fruchtbarkeit wegen so ausgezeichnet, giebt auch jetzt noch einen Begriff von der damaligen Schönheit Kanaans und läßt die Worte der Schrift: „Gesegnetes Land von Milch und Honig fließend“ als durchaus bezeichnend erscheinen. Diese herrliche Fläche wurde mit vielem Blute getränkt und war der Zeuge großer Begebenheiten. Hier schlug Gedeon die Amalekiter, Madianiter und andere Völker des Ostens; hier lagerte Saul mit seinen drei Söhnen gegenüber den Philistern, hier hatte er von der Hexe von Endor schlimme Antwort erhalten. Er fiel mit seinen drei Söhnen und die Philister schlugen ihm das Haupt ab, hingen seinen Leichnam an die Mauern von Bethsan. In Jezrael besaß der arme Naboth seinen Weinberg neben dem Palaste des Königs Achab und die gottlose Jezabel ließ ihn hier zu Tode steinigen, um ihm sein Erbe zu entreißen.

Die Luft wehte frisch und angenehm, die Ebene war mehrfach mit Zelten bedeckt, die einzelnen Beduinenstämmen angehörten. Hie und da sah man auch Reiter, welche auf ihren schnellen Pferden dahin galoppierten,

und lange Züge von Kamelen trugen Waren und Päcke den einzelnen Lagern zu. Endlich erblickte man in einem engen Thale, welches in die Ebene Esdrälon ausläuft, Nazareth, wo Christus seit seiner Rückkehr aus Ägypten mit seinen Eltern wohnte; es liegt diesseits des Jordans, zwei Stunden gegen Westen vom Berge Tabor auf einem Felsen, zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Stunden nördlich von Jerusalem.

Einige Schriftsteller glauben, daß Nazareth seinen Namen von dem hebräischen „Nazer", d. i. Blume, vorbedeutlich auf den Messias, habe. Der heilige Hieronymus übersetzt den hebräischen Namen mit Blume von Galiläa; die Muselmänner nennen es El-Nasireh. Nazareth hat übrigens eine herrliche Lage, hängt an dem Abhange eines lieblichen Berges, so daß seine einzelnen reinlichen Häuser zum Teil amphitheatralisch gleichsam an den Bergabhang angeklebt sind. Die Bevölkerung des Städtchens besteht aus Mohammedanern, Katholiken und Griechen, einigen Protestanten und Juden und möchte die Zahl von sechstausend erreichen. Das Franziskanerkloster daselbst ist von ebenso großem Umfange als fester Bauart; unter dem Hochaltare der Kirche zeigt man den Pilgern die „Grotte der unbefleckten Empfängnis", der „Verkündigung". An dieser geheiligten Stelle erhebt sich ein Altar, unter welchem eine von fünf silbernen Lampen stets erhellte Nische sich befindet, auf deren Marmorgrunde man die Worte liest: „Verbum caro factum est." (Hier ist das Wort Fleisch geworden.)

Unweit dieses Platzes zeigt man den Raum, auf welchem das Haus Mariens und Josephs stand, welches, wie die Legende erzählt, von Engelshänden zuerst nach Raunizza in Dalmatien und dann nach Loretto getragen wurde.

Eine weitere Grotte bezeichnet man als das Schlafgemach der heiligen Jungfrau. Über einem kleinen Altare ist ein Bild, die heilige Familie darstellend, auf welchem die Worte zu lesen sind: „Hic erat subditus illis.“ (Hier war er ihnen unterthan.)

Außerdem werden noch drei andere der Kirche nahegelegene Orte gezeigt, welche ebenfalls in Kapellen verwandelt sind und von den Pilgern mit Verehrung besucht werden. Sie sind 1) des heiligen Josephs Werkstätte; 2) die Schule Jesus oder die Synagoge, wo Christus als Kind in göttlicher Weisheit sich zu den Kindern seiner Vaterstadt erniedrigte, und wo er dann als angestaunter Lehrer durch sein freimütiges Wort den Unwillen seiner Landsleute so rege machte, daß sie ihn hinausstießen und beschlossen, ihn zu töten; 3) der Felsen, von welchem die Juden Nazareths Jesum hinunterstürzen wollten. — Auch befindet sich in Nazareth noch der Brunnen, welcher der heiligen Familie das Trinkwasser lieferte; er wird heutzutage noch der „Brunnen Mariä“ genannt. Daß die jungfräuliche Mutter des Herrn wirklich an diesem Brunnen Wasser schöpfte, welches sie zu ihrem kleinen Hausbedarfe nötig hatte, ist um so gewisser, als in der Nähe keine andere Quelle zu Tage springt und ihr Wasser das beste und frischeste um Nazareth ist.

Von Nazareth wurde Jesus auf der Überschrift noch der Nazaräer genannt. Übrigens heißt Nazer auch so viel als eine Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, und Jesus ward wegen seiner stillen Lebensart, folglich aus Verachtung ein „Nazaräer“ geheißen; denn Nazareth war ein so unbedeutender und verächtlicher Ort, daß man gar nicht einmal glauben konnte, von Nazareth könne etwas Gutes kommen, wie Nathanael selbst sagte.

Von dem Berge, der sich über Nazareth erhebt, genießt man eine herrliche Aussicht über die Ebene Jezrael vom Tabor bis zum Karmel und zum Mittelmeere; auch der schneebedeckte Gipfel des Libanon zeigt sich dem forschenden Auge und weckt die Erinnerung an längst geschehene Thaten.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte im Kloster brachen die Reisenden an einem Morgen noch vor Sonnenaufgang auf, um den heiligen Berg Tabor zu besteigen, der jetzt Dschebel-Thor genannt wird. Er liegt bei der großen Ebene von Esdrälon, gegen Nordosten von Samaria, etwa eine Meile von Nazareth, zweieinhalb Meilen vom Jordan und gegen drei Meilen vom Karmel entfernt. Überraschend ist die runde Form des Berges, durch welche er sich von den Bergen Judäas, ja vielleicht von allen der Welt eigentümlich auszeichnet, daher wohl auch sein Name Tabor, d. i. Auserwählung, denn es scheint wirklich, als habe ihn der Weltschöpfer schon vom Anfange vor allen Bergen auszeichnen und auswählen wollen, seinen Eingeborenen einst im Lichtglanze der Gottheit zu zeigen und schauen zu lassen.

Von allen Seiten ist der Tabor mit schönen kräftigen Bäumen dicht bedeckt, mit grünendem Gebüsch, wohlriechenden Kräutern und duftenden Waldblumen bekleidet; auch eine vortreffliche Quelle erfrischt den Wanderer, der mühsam den Berg hinangeklommen. Auf dem Gipfel des Berges bezeichnet eine Grotte im Felsen den Ort, der früher mit einer Kirche, von der frommen Kaiserin Helena zu Ehren der drei Lieblingsjünger des Herrn erbaut, geziert war. Später entstand dort ein Kloster; doch fielen diese Tempel und Räume der Andacht, wie so viele Gotteshäuser im gelobten Lande auch der Wut zerstörender Sieger anheim. Ein griechisches Kloster erhebt sich noch über den Ruinen. Die katholische Christengemeinde in Nazareth begiebt sich alljährlich am Feste der Verklärung Christi auf den Tabor, um

dem heiligen Opfer der Messe beizuwohnen, welches die ehrwürdigen Franziskaner darbringen.

So herrlich schön das Naturbild ist, welches von dem Gipfel des Tabor nach allen Seiten hin sich aufrollet, ebenso großartig und mannigfaltig sind die biblischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Hier Nazareth, wo Jesus seine Jugendjahre zugebracht, — weiter hinaus der Berg Karmel — nördlich Kana, wo Jesus das erste Wunder wirkte — der Berg der Seligkeiten, wo der göttliche Lehrer die unübertreffliche Bergpredigt hielt — weiter am Horizonte tauchen die schneebedeckten Gipfel des Libanon auf, — der Berg der Brotvermehrung — östlicher Tiberias und Kapharnaum mit dem galiläischen Meere, jene vielfachen Zeugen der Wunder der göttlichen Macht, — des Jordans heilige Fluten, — südlicher die Berge von Israel, von Samaria und Sichem, — näher Naim am Fuße des kleinen Hermon, wo Jesus den Sohn der Witwe wieder erweckt hatte, eineinhalb Stunden davon entfernt Endor, wo die Magierin sich aufhielt, welche auf Sauls Geheiß den erzürnten Schatten Samuels heraufbeschwor. Endlich schaut man das weite, herrliche Thal von Esdrälon, ein Anblick, der Auge, Herz und Geist zugleich erquickt und erhebt.

Wer möchte da nicht mit Petrus wünschen, eine Hütte zu bauen, um hier eine bleibende Stätte zu gründen!

Die Ebene von Esdrälon, die größte Ebene Palästinas nach der Jordansebene, war, wie schon erwähnt, Zeuge großer Begebenheiten; hier errichteten Juden, Heiden, Saracenen, Ägyptier, Perser, Drusen, Türken, Araber, christliche Kreuzritter ihre Zelte und benetzten ihre Banner mit dem Taue des Tabor und des Hermon. Hier am Fuße des Tabor ward eine merkwürdige Schlacht (1799) geschlagen; bei dem Dorfe Fouli verteidigte sich Kleber mit ungefähr zwölfhundert bis fünfzehnhundert Mann beinahe einen ganzen Tag lang gegen fünfundzwanzigtausend Türken und Araber, bis er alle Munition

verschossen hatte, und Napoleon, unterrichtet von dessen schrecklicher Lage, mit sechshundert Mann zu Hilfe kam, worauf der Feind nach einem Verluste von mehreren tausend Mann in gänzlicher Unordnung floh.

Nachdem man einige Stunden auf dem Gipfel des Berges zugebracht hatte, begab sich die kleine Karawane nach Daburah, einer am Fuße des Tabor gelegenen Ortschaft. Hier soll die Stätte gewesen sein, wo der Heiland, als er vom Berge herabkam, die zurückgebliebenen Jünger nebst einer großen Schar Volkes traf, sowie den Vater, welcher seinen mondsüchtigen Sohn herbeigebracht hatte. Auf dem Wege nach dem See Genesareth berührte man auch Kana, welches zu Christi Zeiten eine der freundlichsten Städte Galiläas war, nun aber ein ärmliches Dorf ist. Über dem Platze, wo Jesus Wasser in Wein verwandelte, ließ die heilige Helena eine Kirche bauen, von der aber nur noch Ruinen übrig sind. Über der Pforte bemerkt man drei in Stein gehauene Krüge, und eine alte lateinische Inschrift erinnert an das hier vollbrachte Wunder. Nicht weit davon zeigt man auch den Brunnen, aus welchem das Wasser geschöpft worden sein soll, das Jesus in Wein verwandelte. In der Nähe befindet sich ferner das elterliche Haus der Apostel Bartholomäus und Simon, ursprünglich von fester Bauart, aber zur Zeit wie alles in Kana eine Ruine.

Die Karawane gelangte jetzt in ein von allen Seiten umschlossenes breites Thal und nicht lange währte es, als das Auge den See Genesareth samt seinen grünen Ufern erblickte. Die Landschaft würde ein natürliches Treibhaus sein, wenn von seiten der Einwohner die nötige Obsorge stattfände. Bald war Tiberias, einst die Hauptstadt Galiläas, von welcher auch der See Genesareth öfters der See Tiberias genannt wird, erreicht; jetzt ist sie herabgesunken und zeigt zerfallene Hütten und Häuser neben den Ruinen der früheren Prachtgebäude. Tiberias wurde im Jahre 16 v. Chr.

von Herodes Antipas erbaut und zwar an der Stätte des alten Cenereth oder Genesareth; er schmückte die Stadt mit mehreren Prachtgebäuden und nannte sie zu Ehren seines Gönners, des römischen Kaisers Tiberius, nach dessen Namen Tiberias. Zu den Zeiten Christi stand sie gerade in der schönsten Blüte. Nach Jerusalems Zerstörung wurde Tiberias der Sammelplatz der gelehrtesten Rabbiner und ihre Synagoge war vier Jahrhunderte hindurch unter allen die berühmteste. Auch diese Stadt zierte die heilige Helena mit einem schönen Tempel, dem heiligen Petrus geweiht, welcher hier von dem göttlichen Stifter des Christentums zum Vorstande seiner gesamten Kirche feierlich ernannt wurde.

Tiberias hat jetzt überwiegend Juden (etwas über zweitausend), dann Muselmänner und Christen.

Nahe an den Mauern von Tiberias wurde am 12. Juli 1137 das Heer der Kreuzfahrer unter dem Befehle des Kaisers Friedrich des Rotbarts von Saladin beinahe ganz vernichtet, der Kaiser selbst gefangen und durch diesen fürchterlichen Schlag der Herrschaft der Christen die Todeswunde beigebracht. Juden und Saracenen hatten sich vereiniget, den Christen noch lange Zeit danach den Aufenthalt in Tiberias zu verwehren, bis es endlich dem unermüdlichen Eifer der Väter Franziskaner gelang, wieder in den Besitz der Peterskirche und eines kleinen Konvents zu kommen, und trotz den Verfolgungen und grausamen Bedrückungen sich seither darin zu erhalten.

Von dem alten Tiberias erhielten sich nur noch die Synagoge und die Peterskirche in ihrer ursprünglichen Form.

Der ganze See, die Stadt, die Gegend diesseits und jenseits des Wassers, die Kette der blauen Gebirge, welche von den blendend weißen Gipfeln des Hermon, die ewiger Schnee bedeckt, überragt wird, bieten ein herrliches Panorama. Der See Genesareth ist durch die häufige Anwesenheit des Heilandes geheiliget und

Zeuge vieler Wunder gewesen, wie der Beschwichtigung des Sturmes, des reichen Fischfanges, der Heilung des Besessenen und des Fanges des Fisches mit dem Geldstück. Die Länge des Sees beträgt an fünf Stunden, seine Breite zwei; an seinem Rande entspringen in den Felsen warme Quellen, in deren Wasser Heilung gegen Rheumatismus, Skorbut und Aussatz Hilfe gesucht wird. Einstdem muß diese Gegend ein Paradies gewesen sein, aber der Türke hat das Sprichwort wahr gemacht: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst sieben Jahre lang kein Gras."

Bernhard veranlaßte mehrere von der Reisegesellschaft, einen Ausflug an die Stelle zu machen, wo der Jordan aus dem See austritt. Dieser größte und schönste Fluß Palästinas würde gemäß seiner Ausdehnung in Länge und Breite gleichwohl in unserem Deutschland nur in die Kategorie der mittelmäßigen Flüsse gestellt werden, da seine Länge nur ungefähr dreiundzwanzig deutsche Meilen beträgt, seine Breite zwischen zwanzig und achtundzwanzig Meter wechselt, er oft noch unter zwanzig Meter eingeengt wird. Er entspringt am Antilibanon, eine Stunde von dem ehemaligen Cäsarea Philippi entfernt, aus drei Quellen: dem Banias, Dan und Hasbani. Er fließt sozusagen in steten Krümmungen, nimmt mehrere Bäche auf, läuft durch den drei Stunden langen See Samochinitis, in der Bibel Meron genannt, in dessen Nähe die Jakobsbrücke ist, über welche Jakob nach seiner Rückkehr aus Mesopotamien gegangen sein soll, durchfließt hierauf das Galiläische Meer und strömt von da aus gleichsam unwillig in das Tote Meer.

Die Farbe des Jordan ist gelblich, vielmehr gelblich-grau, sein Lauf rasch, sein Bett in der Regel tief und zu jeder Jahreszeit mit Wasser gefüllt. Die durchschnittliche Tiefe ist zwischen anderthalb bis fünf Meter; im Frühjahre, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt, schwillt der Jordan zu einem reißenden, wilden Strome

an, der mit furchtbarer Gewalt alles mit sich fortreißt; zu dieser Zeit erreicht er oft die Breite von achtzig Meter und darüber und ist fünf bis sechs Meter tief; sein rascher Lauf ist dem starken Gefälle zuzuschreiben, das nahe an dreißig Meter per Meile beträgt.

Etwas über eine Stunde von Tiberias entfernt, liegt das unansehnliche Dorf Magdala, nur deshalb erinnerungswert, weil Maria Magdalena, die früher so tief gefallen, dort geboren war. Der weitere Besuch galt dem alten Kapharnaum, Jesu Christi oftmaligem Aufenthaltsorte, daher er sie vorzugsweise „seine Stadt" genannt. Früher eine der größten und schönsten Städte Galiläas, jetzt kaum mehr als Ruine kenntlich, aber doch ewig denkwürdig durch die geheiligten Erinnerungen aus dem ebenso kurzen als thatenreichen Leben Jesu. Wie ist auch hier die Weissagung des Herrn in Erfüllung gegangen! „Und du, Kapharnaum, die du bis in den Himmel erhoben warst, bis in die Hölle wirst du hinuntergestürzt werden." Nahe liegt Bethsaida, die Geburtsstätte des Petrus, Andreas und Philippus, sowie die häufige Zeugin der Wunder Jesu. Heutzutage ist nur mehr ein elendes Dörfchen vorhanden. Der Rückweg nach Nazareth führte auch auf die Höhe eines Berges, auf welcher die Stelle bezeichnet ist, wo Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Menschen sättigte. Nach Überwindung mancher Beschwerlichkeiten erreichten die Reisenden spät am Abende das Kloster von Nazareth wieder, dessen Thore sich ihnen gastfreundlich öffneten.

Siebentes Kapitel.

Auf den Karmel und an das Tote Meer.

Die anhaltend schöne Witterung und die nur sieben Stunden betragende Entfernung des Berges Karmel gab Veranlassung, daß dieselbe Gesellschaft sich entschloß, auch diesen Berg zu besuchen.

Der Berg Karmel, dessen Name mit Fruchtgefilde, schön bepflanzte Gegend gleichbedeutend ist, besteht in einer von Süden nach Norden sich hinstreckenden, waldigen Gebirgskette. Die Ebene, welche sich am Fuße des Berges hinzieht, ist gut kultiviert und gewährt ein freundliches Bild. Ebenso lohnend, als überraschend ist für den Fremden der Anblick des großen, im Jahre 1827 ganz neu erbauten Klosters, das auf einem Vorsprunge des Berges auf dem nördlichen Punkte, der auch der eigentliche Berg Karmel genannt wird, gelegen, mit seiner sechzig Meter langen Fronte den von Jaffa Herüberschiffenden einen herrlichen Anblick darbietet. Das frühere Kloster wurde im Jahre 1821 von dem ebenso grausamen als feigen Abdallah Pascha von Akre aus Christenhaß zerstört und zwar in die Luft gesprengt.

Durch milde Beiträge aus Europa unterstützt, gelang es den ehrwürdigen Vätern Karmeliten den Grund zu einem neuen Kloster und zu einer neuen Kirche zu legen. Mit liebevoller Freundlichkeit wurden die Reisenden aufgenommen und in die dem Propheten Elias geweihte Klosterkirche geführt. Sie ist über eine kleine Grotte — ungefähr viereinhalb Meter lang und dreieinhalb Meter breit — gebaut, welche Elias lange bewohnte und die ihm als Zufluchtsstätte gegen die Verfolgungen des Achab und der Jezabel gedient hatte. Unfern von dieser Grotte des Elias zeigt man die des Elisäus; ferner befindet sich in der Nähe eine Kapelle, welche den Namen „Zu Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel" führt.

Der Karmel, „Dschebel Mar Elia", Berg des heiligen Elias, ist ein uralter Verehrungsplatz der Gottheit. Heiden, Juden, Christen haben hier Altäre errichtet, vom Berge Karmel ging die Reinigung und Erneuerung des Mosaismus aus, denn in jener Zeit des Elias begünstigte ja selbst der König Achab den Baalskultus und überall erhoben sich dessen Altäre. Auf den Karmel berief Elias auf Gottes Geheiß alles Volk Israels und die Baalspriester, deren vierhundertfünfzig waren, und er forderte sodann das Volk auf, für Jehovah oder Baal sich zu entscheiden. Als auf das Opfer des Elias Feuer vom Himmel fiel und es verzehrte, während das Opfer der Baalspriester unberührt blieb, entschied sich das Volk mit dem Rufe: „Jehovah ist Gott," für den wahren Gott. Die vierhundertfünfzig Baalspropheten wurden darauf hingerichtet. Hier erflehte Elias dann durch sein Gebet nach dreijähriger Dürre Regen vom Himmel. Seit undenklichen Zeiten schon lebten fromme christliche Einsiedler auf dem Karmel, der über zweitausend Höhlen und Grotten hat, weshalb er auch immer als Zufluchtsort in Gefahr benützt wurde. Allmählich sammelten sich diese Einsiedler und es entstand der Orden der Karmeliten, den Papst Honorius III. im

Jahre 1207 bestätigte. Die Karmeliten haben zahlreiche Märtyrer, da oft ihr Kloster von den Saracenen zerstört und die Mönche hingemordet wurden.

An der nördlichen Wand führt ein schmaler, jäher Pfad zu einem großen Felsengemache hinab, welches das „Gymnasium des Elias“ heißt, indem der Prophet hier seine Schüler lehrte und seine Weissagungen ihnen vortrug. Anderthalb Stunden westlich vom Kloster ist die berühmte Quelle des Elias, die ein krystallhelles, frisches Wasser von vorzüglicher Güte führt.

In Gesellschaft eines Paters bestiegen die Reisenden die platte Dachform des Klosters, um die schöne Aussicht zu bewundern; und sie ist wahrhaft reizend. Nach Norden und Nordosten erblickt man die schneebedeckten Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach Westen das Mittelmeer und nach Süden die Meeresküste bei Atlit und das Gefilde bei Cäsarea Palästina. Ungemein anziehend ist der Anblick der Bucht, die sich gegen Ptolemais (Jean d'Acre) hinzieht; nur gegen Osten wird die Fernsicht durch die vorstehenden Höhen dem Auge entzogen. Wegen der Fernsicht, die man vom Karmel aus genießt, hatten die Tempelritter daselbst eine Warte errichtet, die aber längst verfallen ist. In einer Schilderung des Berges Karmel heißt es: „Der Berg Karmel ist einer von denen, die Gott gemacht hat, Aug' und Herz zu entzücken. Wie ein Blick in die Unendlichkeit, so ist der Blick vom Karmel aufs Meer; wie ein Übergang aus den lärmenden Märkten der Alltagswelt in den Vorhof des Himmels. Er ist wie eine Frage an das Jenseits; weit hinter ihm tobt die Leidenschaft der Erdenkämpfe. Der Wanderer wird auf ihm plötzlich stille und verliert sich in jenen Gedanken, die tiefer sind als das unergründete Meer. Als wäre Gott Aug' in Aug' gegegenüber, so fühlt sich die Seele hier. Wie an einem Scheidewege zwischen Diesseits und Jenseits glaubt der Wanderer angekommen zu sein; er vernimmt ein heiliges Wort mit langem Nachhalle aus dem

Himmel, das er mit sich nimmt auf die vielgekrümmten Pfade der Erde."

Nordwärts über dem Berge Karmel, an dem drei Stunden entfernten vorspringenden Ende des großen Beckens, welches das Meer hier bildet, liegt die einst so berühmte Stadt Ptolemais, welche in der Apostelgeschichte, überhaupt in den ersten Jahrhunderten des Christentums eine wichtige Rolle spielte. Sie heißt auch Akre, Akkon, gewöhnlich St. Jean d'Acre, ihre Befestigungen und dunklen Mauern ragen stolz in das Meer hinaus, es ist der Schlüssel von Syrien und eine der stärksten Festungen daselbst. Vier wichtige Ereignisse sind es vorzüglich, welche aus den Annalen dieser Stadt in besonders markierten Zügen hervortreten; mit ihr verloren die Kreuzfahrer den Rest der Herrschaft in Syrien, welche sie in einem fast zweihundertjährigen Kampfe (1096—1292) nach ungeheueren Anstrengungen und Opfern sich erworben; an ihr scheiterte Napoleons riesiger Plan zur Eroberung Ägyptens, ihr Besitz bahnte Ibrahim Pascha den Weg zur Eroberung Syriens, welche seinen Vater, Mehemet Ali, in die Reihe selbständiger Herrscher stellte; was aber dessen zerstörende Geschosse noch übrig ließen, das stürzte vollends jenes schreckliche Erdbeben von 1837, so daß von den zwanzigtausend ihrer früheren Bewohner kaum mehr ein Dritteil in ihren Ruinen zurückblieb. Jetzt zählt Akkon ungefähr achttausend fünfhundert Einwohner.

Fast in der Mitte der Stadt ist eine große, sehr schöne Moschee, welche einst die berühmte Kirche des heiligen Johannes des Täufers war; die Quelle, wo er taufte, ist in einen Springbrunnen mit Becken und Säulen von weißem Marmor umgewandelt, und das Ganze mit einer marmorgepflasterten und ummauerten Vorhalle umgeben. Gleichfalls in der Mitte der Stadt sind die Überreste des Palastes, welchen der Großmeister des Johanniterordens bewohnte. Man gewahrt auch noch die Reste jenes Ordens der Klarissinnen, von

welchen die Sage geht, daß sie, fromme und heldenmütige Jungfrauen wie sie waren, bei der im Jahre 1291 erfolgten Erstürmung der Stadt durch die Saracenen mit einmütigem Entschlusse sich das Angesicht scheußlich durch Wunden entstellten, um hierdurch die lüsterne Gier der ausschweifenden Sieger zurückzuschrecken, was ihnen auch gelang, indem sie nur den Tod unter den Schwertern der Christenfeinde fanden.

Statt die Rückreise nach Jerusalem über Nazareth wieder nehmen zu müssen, wurde der Weg über Cäsarea und Joppe eingeschlagen. Das am westlichen Fuße des Berges Karmel gelegene Städtchen Kaipha, die Heimat des Hohenpriesters Kaiphas, in der Geschichte der Kreuzzüge öfters genannt und jetzt circa viertausend Einwohner zählend, berührte man auf dieser Route zuerst. Ein gewaltiger Turm, von Tancred erbaut, steht noch. Obwohl Kaipha malerisch am Meere liegt, so ist die nächste Umgebung doch kahl und öde und wenig Ölbäume und Dattelpalmen zeigen sich. Athlit, sowie das zwei Stunden weiter entfernte Tentura erinnern nur noch durch ihre Ruinen, daß sie nach dem Falle von Ptolemais die letzten Punkte waren, auf denen das christliche Banner des Kreuzes wehte, obwohl nur kurze Zeit, denn auch sie erlagen der Übermacht des Feindes und wurden zerstört. Ersteres, von den Tempelherren erbaut, um die Räuber abzuhalten, war eine stattliche Burg; letzteres kommt schon in der Bibel unter dem Namen Dor als chanaitische Königsstadt vor, welche der Stamm Manasses erhielt; nach der Einführung des Christentums war sie der Sitz eines Bischofs. Nach zwei Stunden von da erreichte man Cäsarea Palästina, auch Cäsarea maritima genannt. Gegründet wurde es von Phöniziern, welche angelockt durch die den Schiffen günstige Lage sich hier ansiedelten; Herodes I. erweiterte es, und baute zu Ehren des ersten römischen Kaisers Augustus, unter dessen Regierung der Heiland der Welt geboren wurde, einen Tempel und legte einen Hafen an. In der Folge

wurde sie die Residenzstadt der römischen Statthalter und das Standlager der römischen Besatzung. Jetzt sind nur mehr Ruinen der ehemaligen Prachtgebäude vorhanden, zwischen welchen arme Fischerhütten die Vergänglichkeit irdischen Übermutes und weltlicher Pracht verkünden. Hier lebte der gottselige Hauptmann Kornelius, der durch den heiligen Petrus in die Kirche Jesu aufgenommen wurde. Auch der heilige Apostel Paulus war öfters hier und der heilige Philippus, Diakon, hatte hier seine Wohnung. In dem Gefängnisse dieser Stadt lag der heilige Paulus zwei Jahre lang gefangen, bis er nach Rom abgeführt wurde. Die Stadt führt jetzt den Namen Kaisarieh.

Der Weg von Cäsarea bis nach Joppe durchschneidet einen Theil der hügeligen Ebene Saron. Je weiter die Reisenden kamen, desto schöner wurde die Landschaft. Seltene Kaktuspflanzen bildeten undurchdringliche Umzäunungen der Gärten, in welchen die herrlichsten Südfrüchte wuchsen. Zwischen den schönsten Fruchtbäumen und Palmen erhoben sich nunmehr die hohen Minarets und die glänzenden Kuppeln Joppes; ein reges Leben empfing sie, als sie durch das Thor ritten. Beduinen, in ihren weißen Mänteln eingehüllt, Soldaten, Juden, Türken und Christen in allerlei Trachten trieben sich in den lebhaften Straßen umher.

Joppe, d. i. „Zierde", jetzt Jaffa genannt, ist eine der ältesten Städte der Welt und soll von Japhet, dem dritten Sohne Noahs, erbaut worden sein. Bei der Verteilung des Landes an die Söhne Israels ward Joppe durch das siebente Los dem Stamme Dan als Anteil zugefallen. Nach anderer Überlieferung reicht der Ursprung der Stadt schon über die Sündflut hinauf und es soll Noe da die Arche gebaut haben; die durch die Sündflut zerstörte Stadt soll Japhet wieder hergestellt haben.

Außer den höchst merkwürdigen Erinnerungen aus der Geschichte bietet es gegenwärtig nicht mehr viel In-

teressantes. Schon vor dem Einfalle der Römer ward Joppe von den Assyriern, den Ägyptiern und von anderen mit den Juden Krieg führenden Völkern im ganzen fünfmal eingenommen und teilweise zerstört. Später geriet die Stadt wie ganz Syrien unter das Joch der Saracenen, aus welchem sie erst von den Kreuzfahrern wieder befreit wurde. Diesen wurde sie von Saladin und diesem wieder von Richard Löwenherz entrissen. Aber bald drangen die Saracenen aufs neue in die Stadt und ermordeten dort alle Christen. Der heilige Ludwig, König von Frankreich, entriß sie wieder den Ungläubigen und befestigte sie abermals mit starken Türmen und Mauern. Aber mit dem Falle des christlichen Königreiches in Jerusalem kam auch Jaffa wieder in die Hände der Mohammedaner und bald darauf in gänzlichen Verfall. Die letzte Einnahme erlitt Jaffa unter Napoleon I. im Jahre 1799. In Jaffa befindet sich ein Hospitium der Franziskaner, die mit aller Zuvorkommenheit mehrere Zellen zur Aufnahme der Reisenden und Pilger bereit halten; das Kloster führt den Namen „de terra santa“ (Kloster vom heiligen Lande). Die Zahl der Einwohner, aus Türken, Arabern, Armeniern, Griechen und Katholiken bestehend, mag etwas über sechstausend sich erstrecken. Vom Meere aus gesehen gewährt Jaffa, das mit seinen weiß übertünchten Häusern, Kuppeln und Terrassen auf einem Hügel liegt, einen freundlichen Anblick.

In Jaffa erweckte einst Petrus die Jüngerin Thabitha wieder zum Leben; von hier aus ließ ihn der Hauptmann Kornelius auf Geheiß eines Engels zu sich nach Cäsarea einladen, denn der Apostel wohnte hier längere Zeit bei einem Gerber, Namens Simon. — Die Pilger landen gewöhnlich noch jetzt in Jaffa, von wo aus sie den Weg in die acht Meilen von hier entfernte Stadt Jerusalem antreten.

Als Bernhard zum zweiten Male nach Ramlah kam, glaubte er den gastfreundlichen Franziskanern einen

Besuch abstatten zu müssen und erfreute sich derselben wohlwollenden Aufnahme, wie sie ihm bereits einmal zu teil geworden. — Nach ziemlich langer Abwesenheit langte die Reisegesellschaft gesund und wohlbehalten in der heiligen Stadt wieder an.

Obwohl die Zeit der Ostern schon näher rückte und während der Abwesenheit Bernhards fast alle Räume von inzwischen angekommenen Pilgern angefüllt waren, wurde ihm doch die früher innegehabte Zelle in Jerusalem wieder angewiesen. Er hatte nunmehr so ziemlich die historisch denkwürdigen Orte Palästinas kennen gelernt, nur der Wunsch war in ihm noch rege, Jericho und das Tote Meer zu sehen. Nachdem er einige Tage ausgeruht und sich frische Kräfte wieder gesammelt hatte, überredete er mehrere der vorigen Reisegesellschaft zu dieser Tour, die sich auch ganz bereitwillig zeigten. Schon über den anderen Tag zogen sie unter Leitung des früheren Führers Bernhards in und um Jerusalem hinaus durch das Stephansthor, den Ölberg rechts lassend, auf dem Wege nach Bethania fort. Von da ging es zwischen unfruchtbaren grauen Bergen ohne Bäume und Schatten dahin; die Gegend gewährte einen höchst traurigen Anblick. Je weiter sie kamen, desto schlechter und schauerlicher wurde der Weg. Steine, tiefe Gräben und Abgründe machten die größte Vorsicht nötig. Auf diesem Wege liegt die Apostelquelle (Bir-el-Haod), sogenannt, weil die Apostel auf diesem ihrem Wege von Jerusalem nach Jericho sich hier wie alle Pilger mit Wasser versahen, da man sonst bis Jericho kein trinkbares mehr findet. Nach circa zehn starken Stunden sahen die Wanderer endlich in einer wieder fruchtbaren, mit Saatfeldern bedeckten Ebene Jericho, wo sie Halt machten und zum Ausruhen Vorkehrungen trafen.

Diese einst so berühmte Stadt, früher auch wegen der sie umgebenden Palmbäume die Palmenstadt genannt, ist nun ein elendes, schmutziges Dorf; die Araber nennen es „Rieha“, d. i. Wohlgeruch, was auch Jericho

bedeutet. Außer unscheinbaren Trümmern aus früherer Zeit bietet es nichts Sehenswertes dar, nur seiner Schicksale wegen ist es merkwürdig.

Jericho wurde von den Jebusiten erbaut, stand im Verzeichnisse der einunddreißig königlichen Hauptstädte als die erste und vornehmste oben an und wurde unter den übrigen Städten von den Israeliten unter der Anführung Josuas zuerst bezwungen.

Damals wurde es verbrannt, kein Mensch geschont, nur Rahab blieb am Leben, weil sie die Kundschafter der Israeliten in ihr Haus aufgenommen hatte. Josua verfluchte die Stadt und sie sollte nicht mehr aufgebaut werden. Die letzten Könige von Judäa hatten Jericho mit prächtigen Gebäuden verschönert und Herodes von Askalon hatte sogar seine Residenz dort aufgeschlagen. Unter Vespasians Regierung wurde sie von den Römern erobert und Antonius hatte mit dem Gebiete von Jericho der Kleopatra ein Geschenk gemacht. Noch zu den Zeiten der Kreuzzüge war Jericho sehr berühmt. Von all seinen herrlichen Gebäuden ist nur noch der Teil eines Turmes geblieben, welcher zur Wohnung des Zöllners Zachäus gehört haben soll.

Die Quelle von Jericho, die ehemals bitter war, und durch den Propheten Elisäus gesund und Land befruchtend wurde, ist anderthalb Stunden entfernt und entspringt nicht weit vom „Berge der Versuchung“. Die Bewohner von Jericho sagten nämlich zu ihm, die Stadt liege recht angenehm, aber das Wasser sei trüb und der Boden unfruchtbar, und er erwiderte: „Bringt mir einen neuen Krug und thut Salz hinein.“ Und sie brachten es also. Er ging hin zur Quelle des Wassers, schüttete das Salz hinein und sagte: „So spricht der Herr, der Ewige: von hier aus soll nicht mehr tot sein und unfruchtbar das Land.“ So ward das Wasser geheiligt bis heute.

In der Nähe ist auch jene öde Gegend, wo Jesus durch Gebete und Fasten vierzig Tage lang zum Be-

ginne seiner Sendung sich vorbereitete. Sie heißt deswegen die „Quarantana“ oder die „Wüste der vierzigtägigen Fasten“. Tausende von Einsiedlern haben in dieser schauerlichen Wildnis in Höhlen und Klüften oft mit den wilden Tieren zusammen ein Leben des Gebetes und der Entsagung geführt, um dem Beispiele des Heilandes zu folgen; die letzten derselben wurden von den Saracenen ermordet. Wie Pater Anselm Bernhard erzählte, ist aus der Zeit und dem Leben dieser Einsiedler höchst wahrscheinlich der Ursprung des Rosenkranzes herzuleiten. Die Einsiedler sollen nämlich die Psalmen sehr fleißig gebetet haben, diejenigen aber, welche des Lesens unkundig gewesen, beteten dafür das „Vaterunser“ und den englischen Gruß in bestimmten Wiederholungen. Um sich jedoch im Gebete nicht durch Zählen zu zerstreuen, pflegten sie kleine Steinchen oder Holzstückchen von einer Vertiefung des Felsens in eine andere zu legen, so oft sie ein Gebet vollendet hatten. Später verband man diese Stückchen, um sie im Gehen besser gebrauchen zu können, und so entstand der Rosenkranz, welchen jedoch erst der heilige Dominikus, gest. 1221, in seiner jetzigen Gestalt einführte. Die Quarantana ist eine wahre Wüste und liegt dem Berge Abarim gerade gegenüber, von welchem Moses vor seinem Tode das gelobte Land überschaute. Mit dem Abarim ist der Nebo verbunden, auf dessen höchster Spitze Moses gestorben ist.

Gilgal, wo die Prophetenschule des Elias und Elisäus einst war, und Bethala, wohin Joseph mit seinem Gefolge kam, als er den Leichnam seines Vaters Jakob aus Ägypten nach Kanaan führte, hatten die Reisenden bereits hinter sich und nach Verlauf einer Stunde übersahen sie von einer Anhöhe das Ziel: das Tote Meer, in welches der Jordan sein trübes, gelbes Wasser ergießt. Es heißt auch in den heiligen Büchern „mare salsissimum“ (das gesalzenste Meer) oder „Meer der Wüste“; die Araber nennen es Bahr-Lut, d. h. Loths Meer. Die Römer und Griechen nannten es „Asphalt-

see"; das Mittelalter gab ihm den Namen „Verfluchtes Meer", „Meer des Teufels".

Dieses Meer hat eine durchschnittliche Breite von zwei bis drei Meilen und eine Länge von ungefähr zehn Meilen. In seinen unwirtsamen Tiefen hauset kein lebendes Wesen, seine Wellen meidet das Schiff, denn die vielen Versuche, die schon gemacht worden, haben ungünstigen Ausgang gehabt. An seinen Gestaden nistet kein Vogel, wächst kein Baum, grünt keine Pflanze; Fische, welche der von Regengüssen angeschwollene Jordan zuweilen hineinführt, sterben allsobald; sein unerträglich bitteres Wasser ist von einer solchen Schwere, daß fast der heftigste Wind seine Wasser kaum zu bewegen vermag. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt, daß Kaiser Vespasian, um sich zu überzeugen, ob das Wasser wirklich nichts untersinken lasse, mehrere Menschen, die nicht schwimmen konnten, mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Salzsee habe werfen lassen und sie seien nicht untergegangen. Die Temperatur am Toten Meere ist insbesonders im Sommer eine so hohe, daß schon viele Reisende an den Folgen der furchtbaren Hitze daselbst gestorben sind. Unter Brennen und Jucken schält sich namentlich im Gesichte die Haut ab. Der Aufenthalt auf dem Toten Meere, an welchem schauerliche, ganz ausgefressene und verkalkte Berge zu beiden Seiten senkrecht in die Höhe steigen, ist schrecklich und furchtbar. Ohne Erkrankung hat noch keiner das Wagnis, den Salzsee zu erforschen, durchgemacht. Einer der Mutigsten, der das Tote Meer befahren, sagt: „Meine Gefährten lagen da in allen möglichen Stellungen des Schlafes, der aber mehr eine dumpfe Betäubung als ein erquickender Schlummer war. Da ich allein wachte, kam das Gefühl des Grauens wieder und da ich auf meine schlafenden Gefährten blickte, sträubten sich meine Haare zu Berge, denn der Ausdruck ihrer erhitzten und aufgedunsenen Gesichter erfüllte meine Phantasie mit Schauder. Die einen lagen mit gekrümmtem Leibe, die

Arme über die losgelassenen Ruder herabhängend und die Hände wie geschält von diesem ätzenden Wasser, in tiefem Schlafe; andere hatten den Kopf rückwärts gebogen, die Lippen offen und blutend, und scharlachrote Flecken auf jeder Wange, sie schienen selbst im Schlafe unter dem Drucke der Hitze und Erschöpfung zu leiden, während noch andere mit dem Widerscheine des Wassers auf ihrem Antlitze Gespenstern gleich schlummerten; ein nervöses Beben zuckte durch ihre Glieder, von Zeit zu Zeit richteten sie sich auf, tranken in langen Zügen aus dem Wasserfaße und fielen dann wieder in ihre Betäubung zurück. Ich kam mir in dem langsam dahinschleichenden Nachen vor wie Charoe, der aber nicht die Seelen, sondern die Leiber der Toten und Verworfenen über irgend einen See der Hölle führte."

Bernhard und seine Begleiter sahen auf das Tote Meer hinein, und sie sahen die schrecklichste der schrecklichsten Wildnissen, schaudernd in dem Gedanken für den, der hier eine grauenhafte Nacht zubringen müßte.

Schädliche Ausdünstungen des Toten Meeres sind vorhanden und diese sind zeitenweise so stark, daß der Reisende und überhaupt alles, was sich in der Nähe des Salzmeeres befindet, mit einer Salzkruste überzogen wird. Der Geruch, den das Meer verbreitet, ist widerlich und dem des Asphalts ähnlich; bei recht stürmischem Wetter wirft die See auch Asphaltstücke aus.

Nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Historiker sah man bei ruhiger See und heiterem Himmel Ruinen, sowie noch ganz gut erhaltene Gebäude der versunkenen Städte nur einige Fuß unter dem Wasserspiegel. Hier auf der Stelle dieses toten und abschreckenden Sees standen in uralten Tagen blühende Städte: Sodoma, Gomorrha, Adama, Sebain, Segor. Von den beiden ersten Orten sagt uns die heilige Schrift, daß sie ihrer Ruchlosigkeit wegen durch Feuer vom Himmel zerstört wurden. Ohne Zweifel hatten auch die anderen Städte dasselbe Schicksal. Unweit der Mündung des Jordans

weiset man den Reisenden eine Säule von weißem Steine, die man als das in eine Salzsäule verwandelte Weib Loths bezeichnet.

Auf dem Rückwege traf Bernhard auch den in dieser Gegend berühmten Sodomsapfel. Diese Frucht hat die Größe eines kleinen Apfels und gleicht an Form einer Citrone, ist von bräunlicher Farbe; dem Gaumen bietet er keine Erquickung, denn wenn man ihn schneidet oder stark drückt, daß er platzt, so entströmt ein aschenähnlicher Staub. Wegen dieser trügerischen Eigenschaft, daß der Apfel äußerlich eßbar aussieht und inwendig aber nur Staub enthält und weil er nur in der Nähe des Toten Meeres vorkommt, wo ehedem Sodoma lag, heißt er Sodomsapfel.

Auf dieser Reise sahen Bernhard und seine Begleiter nur selten einen Sohn der Wüste über die lautlose Heimat mit einem flüchtigen Pferde oder Dromedar dahineilen; nur bei einigen großen Oasen traf man Beduinen mit ihren Herden. Ein Tag fließt diesen freien Söhnen der Wüste hin wie der andere, ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht; allenfallsige Streitigkeiten schlichtet der Scheik, dessen Aussprüche jeder unbedingten Gehorsam leistet.

Gastfreundschaft wird gegen alle Wanderer ausgeübt; nichts gleicht dem Edelmute der edlen Beduinen in dieser Beziehung; gerne teilt er das Mahl mit jedem, der auch uneingeladen in sein Zelt tritt und verlangt nicht einmal einen Dank dafür. Man mußte auf dem Rückwege die Gastfreundschaft der Beduinen in Anspruch nehmen und ritt daher einem Lager derselben zu; ein ehrwürdiger Greis empfing die Reisenden mit aller Herzlichkeit, während die übrigen Araber nicht müßig waren und alles aufboten, was in ihren Kräften stand, um ihre Gastfreundschaft zu beweisen. Die Pferde wurden mit Futter und Trank versorgt, zwei Männer schlachteten ein Lamm und brieten es dann an einen Spieß gesteckt über dem Feuer zum Abendimbiß. Später veranstalteten meh-

rere den Gästen zu Ehren ein kriegerisches Schauspiel, indem sie das sogenannte Dscheridwerfen aufführten. Zwei Parteien griffen einander an; das Schleudern des Wurfspießes, sowie das Ausweichen, der Angriff und die scheinbare Flucht gab jedem der Teilnehmer Gelegenheit, seine Gewandtheit und Kraft zu zeigen. Nicht minder war die Ausdauer der edlen Pferde zu bewundern, denn schnell wendeten sie sich, im stärksten Laufe machten sie plötzlich Halt und erkannten genau jede Bewegung des Reiters, der stets auf der Hut sein mußte, wollte er nicht dem Gegner unterliegen. Bekannt ist die Liebe des Arabers zu seinem Pferde, nie schlägt er es und eine Stute der edlen Rasse ist der Stolz eines ganzen Stammes, daher werden auch die Stammregister dieser Pferde sorgfältigst geführt, von denen sie behaupten, daß sie aus den Ställen Salomons abstammen. Diese sind unter dem Namen Cochlam bekannt und übertreffen an Ausdauer und Schönheit die andere Rasse Pferde, welche der Araber Kadichi nennt. — Der Scheik zeigte seinen Gastfreunden eine Stute, deren Gliederbau ein seltenes Ebenmaß zeigte; wie Sammet ließ sich die glatte weiche Haut derselben anfühlen, die Augen verrieten eine gewisse Klugheit, laut wieherte sie, als sein Herr sich in den Sattel schwang, pfeilschnell flog das edle Roß dahin.

Als die Reisenden das Beduinenlager verließen, fügte der würdige Scheik seinen Gefälligkeiten noch die bei, daß er die Gastfreunde mit einigen Bewaffneten mehrere Stunden weit begleitete, denn nicht selten werden Reisende in dieser Gegend auch von räuberischen Beduinen angefallen. Der Abschied war herzlich, aber kurz. „Möge Allah euch schirmen!“ sprach der Häuptling und wandte sein Roß heimwärts.

Zur Heimkehr hatte man den Weg über das gleich weit vom Toten Meere als von Jerusalem entfernte Felsenkloster Mar-Saba (St. Sabas), wo sich Gelegenheit bot, die schauerliche Einöde zu sehen, in deren Tausenden von Höhlen und Eingängen in den fast senkrechten

Felswänden einst eben so viele Eremiten wohnten. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts stiftete der heilige Abt Sabas, ein Schüler des heiligen Euthymius, welcher um das Jahr 400 hierher kam und Jünger um sich sammelte, im tiefen Felsenthale des Baches Cedron (Kidron) ein Kloster. Das Kloster ist wie ein Schwalbennest auf den schroffen Abhängen der Felsen erbaut; in das Innere führt eine eiserne Thüre. Ein Mönch hält stets Wache und läßt, wenn jemand in das Kloster will, zuerst einen Korb herab, in welchen das Gesuch um Einlaß gelegt werden muß; wenn alles in Ordnung ist, wird erst die Thüre geöffnet. Diese Vorsichtsmaßregeln haben die Mönche aus den früheren schlimmeren Zeiten bewahrt, denn nur zu oft wurden das Kloster und die Kirche schon geplündert, die Mönche hingemordet; einmal wurden von den Saracenen sechshundert erschlagen, deren Gebeine nahe bei der Höhle des heiligen Sabas aufbewahrt werden. Das Kloster ist jetzt im Besitze griechischer Mönche vom Orden des heiligen Basilius. Die Lebensweise derselben ist ebenso strenge und einfach, als die der Trappisten; das Kloster ist sehr geräumig und mit dicken Mauern versehen, um Schutz gegen Überfälle zu gewähren. Die Gebäude stehen terrassenförmig übereinander und an einzelnen Punkten befinden sich Gärtchen. In einem kleinen gepflasterten Hof befindet sich ein rundes Kapellchen mit dem Grabe des heiligen Sabas (Mâr Saba von den Arabern genannt). Nahe der Kapelle ist eine Kirche dem heiligen Nikolaus geweiht, sie ist ganz in den Felsen gehauen. Sie enthält die Gebeine der gemordeten Mönche und in Gemälden ist diese Ermordung dargestellt. Die mittelalterliche Klosterkirche selbst ist in griechisch-orientalischer Weise mit Gold und Silber überladen; schöne Gemälde zieren die Wände. Die fast über dem Abgrunde hängende Kapelle und Grotte des heiligen Sabas heißt auch die Löwengrotte, weil der Heilige der Legende nach hier mit einem Löwen zusammenwohnte. Ein einsamer Palm-

baum, der das Kloster ziert, wird als noch von dem heiligen Sabas gepflanzt, angegeben.

Die Mönche befassen sich mit der Anfertigung von Rosenkränzen, Schnitzereien von Balsamholz und Jordanbäumen, die sie den Pilgern und Reisenden zum Verkaufe anbieten. Auch Bernhard und seine Begleiter nahmen sich Andenken aus dem Felsenkloster mit.

Nachdem sich alle erholt, wurde aufgebrochen und trotz der Beschwerlichkeit des Weges, der immer bergauf führte, erreichte man doch in entsprechender Zeit das gastfreundliche Thor des Klosters von St. Salvator wieder.

Achtes Kapitel.

Ostern und die Heimkehr.

Die Osterzeit war gekommen und von allen Seiten strömten Pilger nach Jerusalem herbei. Schon am Sonnabende vor dem Palmsonntage drängte sich alles in den Straßen, um die heiligen Orte zu besuchen; überall sah Bernhard fremde Trachten, überall hörte er fremde Sprachen. Die während der Karwoche nach dem römischen Ritus stattfindenden Feierlichkeiten, welche die großen Geheimnisse der unendlichen Barmherzigkeit Gottes in das Gedächtnis der Pilger zurückriefen, fachten in allen Herzen die Glut inniger Andacht an.

Am grünen Donnerstage feierte Bernhard mit allen übrigen das Gedächtnismahl dessen, der für uns in den Tod ging. Dem Beispiele des Erlösers folgend, wusch einer dem anderen die Füße und mit Thränen in den Augen nahten sich die Pilger dem Tische des Herrn. Die Kirche zum heiligen Grabe wurde nicht leer; der Gottesdienst der Katholiken, welcher mit einer Würde und Erhabenheit begangen wird, zeichnet sich vor den der Griechen und Armenier aus. Die Prozession am

Abende des Karfreitages schien Bernhard die feierlichste zu sein, welche er je gesehen, da die Leidenswerkzeuge mitgetragen und an den verschiedenen Stellen, die sich auf das Leiden und den Tod des Heilandes beziehen, Predigten in arabischer, französischer, spanischer und italienischer Sprache gehalten wurden.

Wird auf den Glanz des Kirchenschmuckes und auf die Anzahl der Festpilgrime Rücksicht genommen, so sind allerdings die feierlichen Umzüge der Griechen und Armenier großartiger; aber trotz dieser äußeren Pracht vermißt man bei ihnen die Erhabenheit der Ceremonien, den Ernst des Gesanges, sowie die Bescheidenheit, Andacht und Würde bei Priester und Volk; bei den lateinischen Christen herrscht der wahrhaft religiöse Sinn, verbunden mit einer der Heiligkeit der Sache und des Ortes würdigen Haltung vor.

Die Ceremonien am Karsamstage wurden von den ehrwürdigen Franziskanern ganz in der in den abendländischen Kirchen gebräuchlichen Weise verrichtet. Ihre Frömmigkeit und ihr würdevoller Anstand bildelen einen scharfen Gegensatz zu dem tumultuarischen Benehmen, das die Griechen beim einbrechenden Abend am heiligen Grabe begannen. Alle Lichter in der Kirche wurden nämlich ausgelöscht; der Patriarch trat in das finstere Grabgewölbe, blieb einige Zeit darinnen, und als er herauskam mit brennenden Kerzen, drängten sich alle heran, um ihre Lichter anzuzünden, denn die Griechen glauben, daß das Feuer, an welchem die Kerze des Patriarchen angezündet wird, vom Himmel herabkommt.

Am Ostersonntage bewegte sich wie am Palmsonntage eine Prozession durch die Räume des Tempels, die einen erhabenen, Ehrfurcht gebietenden Anblick darbot. Alles war reich und geschmackvoll erleuchtet und Tausende von Pilgern, jeder mit einer Kerze in der Hand, füllten die weiten Räume, sämtlich das freudenvolle „Allelujah“ anstimmend, während die Priester in prachtvollen Ornaten unter den zum Himmel emporsteigenden Weihrauch-

wolken heilige Hymnen zu Ehren dessen sangen, dessen Auferstehung gefeiert wurde. Als der Zug bei dem offenen Grabe angekommen war, ertönte hochentzückt aus aller Mund wieder: „Allelujah! Allelujah!" Andächtig sandten alle, auf den Knieen liegend, ihre frommen Gebete zum Himmel empor und eine freudige Rührung ergoß sich in die Herzen derer, welche zur Feier des Osterfestes so weit hergekommen waren. Auch Bernhard wurde ergriffen von der Erhabenheit der Feier. Mit Thränen gedachte er seiner Mutter; die Hoffnung, sie wieder zu sehen, trat mächtiger denn je in seinem Herzen in den Vordergrund bei dem Gedanken, daß der, welcher seinen Sohn zur Erlösung der Menschheit in die Welt sandte, der für alle seine Geschöpfe mit Vaterhuld sorgt, auch sie behüten, ihn wieder in ihre Arme zurückführen werde.

Gestärkt und getröstet durch diesen Gedanken erhob sich Bernhard und eilte durch das Gedränge dem Ausgange zu. Als er in die Straße einbog, um in das Kloster zurückzukehren, da sah er — nein, er täuschte sich nicht — den treuen Gehilfen seines Oheims und seinen früheren Reisegefährten, der in einem ernsten Gespräche mit einem anderen Herrn begriffen war.

„Herr Torre! Herr Torre!" — rief er laut, — „ach, mein Gebet ist schon zum Teil erfüllt!" und eilte stürmisch auf ihn zu. Unter Küssen und Umarmungen erzählte Torre dem Neffen seines Prinzipals, daß er dem Befehle des letzteren nachkommend, nach Jerusalem geeilt sei, um Bernhard von der vollständigen Genesung seines Onkels Kunde zu bringen und ihn nun zur Rückkehr zu bewegen; bis Alexandrien sollte Torre sein Begleiter sein. Beide gingen nun in das Kloster St. Salvator, wo der Prior hocherfreut war, als ihm Bernhard Herrn Torre vorstellte und ihm die guten Nachrichten, welche er ihm gebracht, mitteilte. Der Prior drang in Bernhard und Torre, ihren Aufenthalt in

Jerusalem noch einige Tage zu verlängern, was Bernhard im Einverständnisse mit Torre endlich auch zusagte. Indes rüstete man sich doch zur Abreise. Als der Tag derselben angebrochen war, nahm er rührend Abschied von den ehrwürdigen Vätern, welche ihm so viele Gefälligkeiten und Beweise von wirklicher Teilnahme hatten angedeihen lassen, ihn auch mit so manchem werten Andenken beschenkt hatten. Begleitet von den Segenswünschen der liebevollen Mönche traten die beiden Freunde die Reise an, deren nächstes Ziel Jaffa war. Oft noch warf Bernhard den Blick zurück auf die heilige Stadt, und betend sank er auf der Anhöhe, wo er Jerusalem zum letzten Male sehen sollte, auf die Kniee nieder, Gott dankend für die ihm so sichtbar erwiesene Gnade. Sein Glaube an die Vorsehung war erstarkt und seine Liebe zum himmlischen Vater war zu einem Baume aufgewachsen, den kein Sturm des Lebens mehr wankend machen konnte.

In Jaffa angelangt benützten Bernhard und Torre die sich eben darbietende Gelegenheit, auf einem englischen Fahrzeuge nach Alexandrien sich einzuschiffen. Bald entschwanden die Küsten des gelobten Landes und das Schiff segelte mit günstigem Winde durch das wogende Meer. Einige Tage nach der Abfahrt zeigte sich in der Ferne die Küste Ägyptens und in kurzem erblickte man zwischen Palmenwäldern die Handelsstadt Rosette, wo der Nil seine schlammigen Wogen dem Meere zuwälzt und dieses Meilen weit färbt. Torre zeigte Bernhard den Hafen von Abukir, das, obwohl ein ärmliches Dörfchen, doch in der neueren Geschichte höchst merkwürdig ist, denn in einer der größten Seeschlachten vernichtete da der englische Admiral Nelson die französische Flotte im Jahre 1798 am 1. August. Ein Jahr später schlug Napoleon ein Heer von dreizehntausend Türken und zerstreute es.

Endlich blickten die Sandhügel von Alexandrien herüber und mit Jubel begrüßte Bernhard die Stadt, welche

er nach geraumer Zeit nunmehr wieder sah, aber zu seinem, sowie zu dem aller auf dem Schiffe befindlichen Reisenden großen Leidwesen mußte man einundzwanzig Tage in der dortigen unangenehmen Quarantäneanstalt zubringen. Endlich kam der Augenblick der Freiheit und Bernhard eilte beflügelten Schrittes, so daß ihm Torre kaum zu folgen vermochte, hin zum Hause seines Onkels, das Vanotti zur Feier der freudigen Rückkehr und des frohen Wiedersehens festlich mit Palmenzweigen und Kränzen hatte schmücken lassen. Sprachlos hing Bernhard an dem Halse des geliebten Oheims und nur unter leisem Schluchzen hob sich seine von Empfindungen überströmende Brust. Nach und nach sammelte man sich und nun begannen die gegenseitigen Eröffnungen über die bisherigen Erlebnisse.

Noch eine weit süßere Überraschung stand Bernhard bevor, denn sie gab ihm den vollen Frieden seines Herzens wieder. Als er eines Tages nach dem Hafen spazieren ging, wo eben ein europäisches Schiff eingelaufen war, erblickte er unter den Matrosen einen Mann, dessen Gesichtszüge ihm bekannt vorkamen. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erkannte in ihm den Westfalen Sandmann, den er noch immer tot glaubte. Wonnetrunken sank er ihm in die Arme, weinte vor Freuden, bat ihn um Vergebung. Sandmann erzählte ihm, daß er wegen des Duells Würzburg verlassen mußte, infolge von Unglücksfällen in seiner Familie die Studien nicht mehr fortsetzen konnte; da er nun in der Heimat kein Fortkommen mehr zu finden hoffte, so habe er sich entschlossen, sein Glück außer Deutschland und Europa zu suchen und so habe ihn denn das Schicksal nach Alexandrien geführt; da seine Mittel auf der Reise zu Ende gingen, so habe er sich gezwungen gesehen, auf dem Schiffe Matrosendienste zu leisten, um so die Kosten der Überfahrt abtragen zu können. Mit Rührung hörte Bernhard Sandmanns Erzählung an; er entschloß sich

sofort, für ihn alles Rückständige noch zu bezahlen und ihn so auszulösen. Sofort eilte er zurück zu seinem Onkel, erzählte ihm seine Begegnung und in kurzer Zeit wandelte Sandmann an Bernhards Arm mit ihm in das Haus seines Onkels, wo er die herzlichste Aufnahme fand. Durch die Bemühung Vanottis fand Sandmann in Alexandrien eine angemessene Stellung und sein Fortkommen, was ihm außerdem wohl schwer geworden sein würde.

Inzwischen hatte Bernhards Oheim auch an der Verwirklichung seines schon längst gehegten Planes, in das teure Vaterland zurückzukehren, fleißig gearbeitet. Er setzte deshalb den redlichen Torre gleich nach seiner Ankunft von seinem Plane in Kenntnis, teilte den Handlungsfreunden seinen Entschluß mit und bat sie, das ihm seither geschenkte Vertrauen auf Torre überzutragen. Vergebens suchte letzterer seinem Herrn den gefaßten Entschluß auszureden, doch er blieb standhaft. Nachdem alles geordnet war, übergab Vanotti alle Handlungsbücher seinem treuen Geschäftsführer und nunmehrigen Nachfolger, rüstete sich mit seinem Neffen mit dem nächsten Schiffe, welches nach Triest abging, in die teure Heimat zurückzukehren und die liebe Schwester nach so vielen, vielen Jahren wieder an das Herz zu drücken.

Die aufgehende Sonne vergoldete die Pompejussäule, als das Schiff die Anker lichtete. Lange sah Ägyptens flache Küste wie ein Wolkensaum herüber. Der Oheim sowohl als Bernhard betrachteten mit Thränen in den Augen zum letzten Male das Land, an welches so viele Erinnerungen sich knüpften. Unter Gesprächen, die sich meistens um ihre Erlebnisse und Deutschland drehten, schwanden die Tage. Bald begrüßte man die Insel Candia, und schnell eilte das Schiff an dem Vorgebirge

Matapan vorbei und gelangte in das adriatische Meer. Wohl hätte der Kapitän gerne an Dalmatiens Küste im sicheren Hafen von Ragusa gelandet, doch die dort zu haltende Quarantäne schreckte ab, der man ohnehin in Triest nicht entging, das man in einigen Tagen begrüßte.

Nachdem der unliebsame Aufenthalt — die Quarantäne im Triester Hafen — überstanden war, brachten Vanotti und Bernhard einige vergnügte Tage bei ihnen befreundeten Familien zu, dann aber ging die Reise in die ersehnte Heimat unaufhaltsam weiter. Bernhard hatte schon von Triest aus der Mutter seine glückliche Ankunft auf deutschem Boden und des Oheims Heimkehr in das Vaterland schreiben wollen, doch letzterer beabsichtigte seine Schwester zu überraschen, und bat daher den Neffen, es zu unterlassen.

In der Nähe des heimatlichen Städtchens angekommen, mußte Bernhard zurückbleiben, und Vanotti eilte allein dem Hause der Frau Rolland zu. Er trat ein. Doch wie erstaunte er, als er sie in tiefer Trauer fand.

„Ich bin ein Kaufmann aus Alexandrien und bringe Ihnen frohe Nachricht von Ihrem Sohne, von Bernhard,“ — rief er der ihn erstaunt betrachtenden Frau zu. „Gott sei Dank!“ — rief die Mutter und wußte sich in ihrer Freude kaum zu fassen. „Aber, mein Herr, täuschen Sie mich nicht durch diese frohe Nachricht?“ fragte sie weiter, und sah forschend den stattlichen Fremden an.

„Nein,“ antwortete Vanotti, — „ich werde Ihnen Beweise bringen, die meine Aussagen bekräftigen.“ Ohne daß er sich zu erkennen gab, erzählte er nun mit kurzen Worten seine, sowie Bernhards Schicksale der ängstlich horchenden Schwester, welche, wie sich herausstellte, sowohl ihn als Bernhard für tot gehalten hatte und deshalb Trauer trug, da auf abgesendete Briefe an ihren Bruder keine Antwort mehr erfolgt war. Es waren zwei Briefe verloren gegangen.

Vanottis Herz schwoll vor Entzücken und fast hätte

er sich verraten, als mit den Worten: „Gott grüße Dich, liebe, teure Mutter!“ Bernhard in die Stube stürzte. Frau Rolland wußte ihrer Freude kein Ziel, so herzte und küßte sie ihren Sohn.

Vanotti weidete seine Augen an der ergreifenden Scene. Thränen der Rührung rollten auf sein verbranntes Gesicht. Da rief Bernhard: „Meine liebe Mutter, ahnest Du nicht, wer da steht? Es ist Dein Bruder, mein zweiter Vater!“ — und beide Geschwister fielen nun einander in die Arme.

Die Scene des Wiedersehens der glücklich Vereinten läßt sich mit Worten nicht schildern.

Lange dauerte es, bis alle die gehörige Fassung wieder erlangt hatten. Tage und Wochen vergingen, bis die Erzählungen über die Schicksale und Erlebnisse über die gehabten Leiden und Schmerzen vollendet waren. Vanotti führte seinen Vorsatz aus, und gründete von dem in Ägypten erworbenen Vermögen eine große Fabrik, welche vielen Menschen Unterhalt gewährte und für die ganze Gegend Wohlhabenheit brachte. Bernhard ward sein Geschäftsteilhaber und galt als sein einziger Erbe. Mit Sandmann, der später in Vanottis früheres Geschäft in Alexandrien kam, blieb man in stetem Briefwechsel. Bei der Verwaltung seiner Vaterstadt legte Bernhard eine beträchtliche Summe Geldes nieder, um durch die Zinsen des Kapitals arme rechtschaffene Studierende aus ihr und der nächsten Umgebung zu unterstützen.

Unter Arbeit und thätigem Streben lebte die vereinigte Familie mehrere Jahre recht glücklich und zufrieden, und so oft die Rede auf die Erlebnisse im Oriente kam, sprach Frau Rolland:

„Ich habe viel gelitten, Gott hat schweres Schicksal über mich verhängt, aber er hat alles wieder gut gemacht!“

Bernhards Flucht war eine segensreiche geworden.

Den Glücklichen entriß der Tod zuerst die Mutter

Bernhards, ihr folgte nach einigen Jahren der treue Bruder. Bernhard war nun der Alleinbesitzer der Fabrik, die sich bedeutend emporgeschwungen hatte. Jetzt erst, nachdem die Mutter und der Onkel nicht mehr waren, suchte er sich eine treue Lebensgefährtin; er fand auch eine ihm würdige Gattin und beide beglückten sich, ihre Untergebenen, ihre Nächsten.

Inhalt.

Druck von G. J. Manz in Regensburg.